

„kommen“ wohl zu ital. apparire „erscheinen“. — vantato: anß starke Praeteritum vant wurde die Endung des schwachen angefügt, ähnlich wie in dortrunkt = ertrunken. — (XII) kzälzeltan für kzälzöntan; die Form mit äü weist auf mhd. kluchen.

(XIII) vuda = von da. — zögantän Gerundium-ital. vedendo. — (XIV) gebesona: Umlaut vor sch. — äüz andərə = ital. voi alteri („euch“) wie hier andərə (wir) = noi alteri. — thün auch tün, tünan tun; es wird abgewandelt: ix tūo, du tūst, eor (ar) tūt, hier tūnen, lör tūt, so tūnt. Part. Praet. gutant. — (XVIII) sār = das Haar. Zu den unter (II) angeführten Eigentümlichkeiten des Zimbrischen, die es vom Gemeinbairischen unterscheiden ist noch hinzuzufügen, daß mhd. a und ä als a erhalten ist.

Der Sakakzent ist nicht mehr deutsch, sondern gänzlich italianisiert. Der des Italienischen unkundige Fremde wird erst bei genauem Hinhorchen den deutschen Ursprung der Zimbrersprache erkennen. Unsere Schriftsprache verstehen die Zimberleute nicht.

Bei der Expedition, die unter Leitung des Prof. Primus Lesstaf im Spätsommer 1912 in die Sieben Gemeinden unternommen wurde, gelang es, eine größere Anzahl phonographischer Aufnahmen der Mundart zu machen. Die Ergebnisse dieser im Auftrage der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien durchgeführten Expedition werden in dem bayer.-österr. Wörterbuch niedergelegt werden. Eine Publikation der phonographischen Sprachproben ist geplant.

Quelle: Bayerische Hefte für Volkskunde 1914 / Heft 3

Cimbernland

Curatorium Cimbricum Bavarense

1/1983



Titelbild: „Linde bei San Francesco“ (Gemeinde Roverè Veronese)
Kinderzeichnung der Volksschule Giazza

Cimberland – Jahresmitteilungen des Cimbrenkuratoriums
Herausgegeben vom Bayerischen Cimbrenkuratorium e. V.
Schriftleitung: Hugo F. Resch
Satz und Druck: Bosch-Druck, Festplatzstraße 6, 8300 Landshut-Ergolding
Die Zeitschrift ist gegen Schutzgebühr bei der Verstandstelle des Cimbrenkuratoriums,
Drosselweg 6, zu beziehen. Kuratoriumsmitglieder erhalten sie unentgeltlich.
Für den Inhalt der einzelnen Beiträge, die nicht immer die Meinung der Redaktion darstellen müssen,
sind die Verfasser verantwortlich

Zum Inhalt

Einer vielfachen Anregung von Mitgliedern folgend, stellt das Cimbrenkuratorium zum ersten Mal, zusätzlich zur Jahressgabe, eine Zeitschrift vor. Die Freunde der Terra Cimbra, die erfreulicherweise immer zahlreicher werden, sollen damit noch mehr als bisher über dieses schöne, von bayerischen Ahnen mitgeprägte Land zwischen Etsch und Brenta am Südhang der Alpen informiert werden.

In loser Folge wird das Thema behandelt, Exkursionsberichte sollen dabei ebenso ein Echo finden wie kulturelle Ereignisse in diesem Gebiet. Forscher und Schriftsteller haben darin ebenso ihren Raum wie wertvolle Quellen aus der Literatur, die im Reprint-Verfahren einer breiteren Öffentlichkeit bekannt gemacht werden können. Illustriert wird das Heft mit Lichtbildern und Zeichnungen aus den drei Bereichen der Sieben und Dreizehn Gemeinden und von Lusern. Im Text sollen alle kulturellen Gruppen des Gebietes, die zur Mitarbeit bereit sind, um die Comunità Cimbra zu stärken, zu Worte kommen. Der Inhalt dieser Beiträge wird von den einzelnen Autoren gestaltet. Dabei können durchwegs divergierende Meinungen entstehen, die das Bild nur farbiger machen. Eingefügte Sprachproben beleuchten den augenblicklichen Zustand des Cimbrischen, das nun schon fast ein Jahrtausend überlebt hat. Kinderzeichnungen auf der Umschlagseite des Heftes werden nicht nur die Freunde „naiver“ Kunst erfreuen.

Im Heft 1/1983, das aus verschiedenen Gründen verspätet erscheinen mußte, findet sich zum ersten Mal gedruckt, der interessante Beitrag „Lusern im Wandel der Zeiten“ von Anton Nicolussi-Moretto, der wenige Tage nach Abschluß seines Berichtes in seinem Nachkriegsdomizil Klagenfurt starb. Die volkscundliche Exkursion von Studenten der Universität Würzburg unter Leitung von Prof. Dr. Dieter Harmening gibt reich bebildert interessante Einblicke in die Sprachinselvolkskunde. Vom unermüdlichen Iginò Rebeschini aus Roana stammen Redensarten aus Campovero und Roana und ein cimbrisches Rezept. Der „Besuch bei den Deutschen der Berge von Ober-Italien“, den der Bayerische Sprachforscher Johann Andreas Schmeller im Herbst 1833 absolvierte, wird von Hugo F. Resch dargestellt. Die zweite cimbrische Reise Schmellers ist für das Heft 1984 vorgesehen. Zum ersten Mal ins Deutsche übertragen ist die Würdigung der Arbeit Schmellers durch den königlichen Distriktskommissar von Padua, dem aus Asiago stammenden Angelo Rigoni-Stern, aus dem Jahre 1841. Der Artikel aus dem „Schulreport“ des Bayerischen Kultusministeriums „Die Cimbern, ein Stück lebendiger Sprachgeschichte“, verfaßt von Hans Geiselbrechtiger und Hugo Resch, der von mehreren Zeitungen (teils ohne vorherige Zustimmung des Kuratoriums) nachgedruckt wurde, wird im Pressespiegel ebenso

wiedergegeben wie ein Beitrag in der „Mittelbayerischen Zeitung“, Regensburg von Karl Birkenseer „Dort, wo das Wirtshaus noch Biarthaus heißt“. Antonio Fabbris, der Museumsleiter aus Giazza bringt „An paar bort 'un Ljetzan“. Edoardo Rostan-Teckele steuert den Spruch einer alten Frau aus Cesuna (VII Gemeinden) bei. Als Nachdruck erscheint schließlich der Artikel von Anton Pfalz „Von den Sieben Gemeinden“ aus den Bayerischen Hefen für Volkskunde, 1914 Heft 3.

Die Schwesterzeitschrift des „Curatorium Cimbricum Veronense“ „Terra Cimbra“, der der Unterzeichnete als Vertreter des Chefredakteurs angehört, wird zum Teil ebenfalls mit deutschsprachigen Artikeln erscheinen. Sie kann auf Wunsch über die Versandstelle des Kuratoriums, 8300 Landshut, Drosselweg 6, bezogen werden.

Landshut, im September 1984

Hugo F. Resch

Jahresbericht 1983

Bei der Generalversammlung des Kuratoriums, die im Mai 1983 in München stattfand, kam es zu einem Wechsel in der Vorstandschaft, nachdem der langjährige Vorsitzende Friedrich Mager aus dienstlichen und persönlichen Gründen nicht mehr kandidierte. Er wurde einstimmig zum Ehrenvorsitzenden des Kuratoriums gewählt. Neuer erster Vorsitzender ist Landrat Hans Geiselbrechtinger aus Landshut, der seit Jahren mit dem Cimbrieland in enger Freundschaft verbunden ist. Zweiter Vorsitzender wurde Hugo Resch, Gründungsmitglied des Kuratoriums und neuer Schriftführer. Weitere Vorsitzende sind Gregor Eckstein, Landshut, und Ingeborg Pfeiffermann, München. Als Beisitzer wurden Reinhard Bauer, München, Ministerialdirigent Dr. Ferdinand Jaquet von der Bayerischen Staatskanzlei, Alfred Noller aus Steineberg am Wörthsee sowie für die Cimbriergemeinden Bürgermeister Luigi Nicolussi-Castellan aus Lusern, Rino Azzolini aus Roana und Eligio Faggioni aus Giazza-Prevalle gewählt.

Ende Januar 1983 fand in Lusern eine Arbeitstagung zur Erhaltung der cimbrischen Sprache und Kultur statt, die von der Gemeinde Lusern veranstaltet wurde und an der neben den beiden Luserner Kulturvereinen auch das Cimbrische Kulturinstitut in Roana und ein Vertreter des Bayerischen Cimbriekuratoriums teilnahmen. Auch die Bürgermeister von Lusern, Folgaria und Lavarone waren vertreten.

Im Rahmen der vom italienischen Generalkonsulat angeregten „Italienischen Tage“ fand am 1. Oktober 1983 in Landshut eine gemeinsame Sitzung des Vorstands des Bayerischen Cimbriekuratoriums mit den Schwesterorganisationen in Giazza-Verona, Asiago-Roana und Lusern statt, die die gegenseitigen Kontakte vertieften. Bei der Gelegenheit wurde auch das Buch von Dr. Wilhelm Baum, Geschichte der Cimbri, vorgestellt, das als Jahregabe für 1983 allen Mitgliedern zugestellt wurde. Als Ehrengast nahm Letizia Scovazzi, die Witwe des verdienstvollen Mailänder Universitätsprofessors Marco Scovazzi, teil.

Die wissenschaftlichen Arbeiten des Kuratoriums liefen ungestört weiter. Das große Wörterbuch, das die drei unterschiedlichen Sprachbereiche des Cimbrischen gegenüberstellt, konnte un-

die Buchstaben D/T bis G in der Endbearbeitung erweitert werden, so daß jetzt in knapp 400 Leitz-Ordern die Buchstaben D bis T fertiggestellt sind. Der Rest ist in Arbeit. Für eine Publikation der Universität Verona, herausgegeben von Prof. Giancarlo Volpato, wurden Beiträge geliefert, die inzwischen publiziert sind. Vom Bayerischen Cimbriekuratorium und der Region Venetien bezuschußt, erschien am Jahresende ein zweisprachiger Bericht über den Sprachinselnkongreß vom Juli 1981, der in Asiago, Roana und Lusern durchgeführt wurde. Er geht den Mitgliedern des Kuratoriums auf Wunsch zu.

In Asiago kamen Werke über „La Sentenza Terracina sugli usi civici di Rotzo“ und als Publikationen der Volksbank der 7 Gemeinden ein Werk von Patrizio Rigoni über die Flora der Sette Comuni sowie ein historischer Band „Asiago Sette Comuni“ heraus. Das Cimbriekuratorium war teilweise bei der Präsentation vertreten.

In seinem Heft 30/1 vom 3. Januar 1983 brachte der Deutsche Forschungsdienst einen beachtenswerten Artikel „Cimbrische Dialekte bayerischen Ursprungs“, der sich mit den deutschen Sprachinseln im Gebirge zwischen Trient, Bassano und Verona befaßt. In den „Beiträgen zur Namensforschung Band 18 - 1983 - Heft 2“ schrieb P. O. Skjaerøe von der Universität Mainz eine Besprechung zu Wolfgang Meid und Karin Heller „Italienische Interferenzen in der lautlichen Struktur des Cimbrischen“. Im Druck ist ein Exkursionsbericht der Volkskundlichen Abteilung des Instituts für Deutsche Philologie der Universität Würzburg. Im Oktober startete die Universität München, Fachbereich Geographie, eine Exkursion in die 7 Gemeinden. Vom 28. September bis 1. Oktober fand unter der Leitung von Prof. Pellegrini an der Universität Padua ein „Convegno sulle isole linguistiche Tedesche delle alpi meridionale“ statt.

Der Literaturaustausch des Kuratoriums mit der Universität Wien - Universitätsprofessorin Dr. Maria Hornung - ist lebhaft.

Finanziell gefördert wurden der Cimbriekhor in Giazza zur Beschaffung einer neuen Tracht, das Kulturinstitut in Roana bei der Veröffentlichung

der Akten über den Sprachinselnkongreß 1981 und die Gemeinde Lusern durch die Beschaffung eines Uher-Tonbandgerätes. Hugo Resch veranstaltete wieder eine Reihe von Vorträgen über das Cimbernland, so bei der Dante-Aleghieri-Gesellschaft in Regensburg, der Europa-Union in Tegernsee und der Volkshochschule Straubing. Kurt Haßbauer referierte vornehmlich im Raum Vilsbiburg. Der Bayerische Rundfunk wiederholte im Februar 1983 mit großem Echo die Fernsehsehung „Die Cimbern“, die von Hans Dieter Hartl unter Mitwirkung von Hugo Resch gedreht wurde.

Die Teilnahme an Tagungen des Cimbern-Kuratoriums Verona-Giazza und des Kulturinstituts Roana förderte die gegenseitige Zusammenarbeit. Durch den Tod des langjährigen Herausgebers der Zeitschrift „Terra Cimbra“ ist die Weiterführung der wichtigen Publikation gefährdet. Es wird versucht, die noch von Professor Scovazzi gegründete Zeitschrift unter neuem Namen und künftig zweisprachig am Leben zu erhalten. Sie soll – u. U. bei maßvoller Erhöhung des Jahresbeitrags – allen Kuratoriumsmitgliedern zur Verfügung stehen.

Es kam wieder zu zahlreichen Studienfahrten in die „Terra Cimbra“, um die alte Kulturlandschaft am Südhang der Alpen möglichst vielen Freunden in Bayern bekannt zu machen. Dabei wurde mehr und mehr auch Venetien in das Besuchsprogramm einbezogen. So fand eine Fahrt der niederbayerischen Landräte ins Cimbernland und nach Venetien ein großes Presseecho auch in Italien. Kreisräte und Bürgermeister des Landkreises Landshut besuchten neben der Patenprovinz Vicenza auch die 7 Gemeinden, wobei Delegationen aus Landshut von den Gemeinden in interessierten Gruppen individuell betreut wurden. Bei einem Festakt in Canove di Roana übergab der Bürgermeister von Velden seinem Amtskollegen von Roana eine Stele von Professor Brenninger zur 1.000-Jahr-Feier der Patengemeinde, die auch sonst starkes Interesse fand.

Zu kulturellen Höhepunkten der zahlreichen Begegnungen wurden Konzertfahrten der Jugendblaskapelle Niederviehbach und der Trachtengruppe Rottenburg-Münster mit Auftritten in Mezzaselva, Asiago, Roana, Lusern und Giazza, des Kirchenchors Grammelkam-Kurnhausen mit einem vielbeachteten Konzert im Dom von Asiago, der Messe in Roana und schließlich in Lusern. Der Jugendkapelle Mengkofen in Badia Calavena, Thiene, Sprea und Giazza und die Konzertreise des Orchesters des Gymnasiums Vilsbiburg mit Auftritten im Schulzentrum und im Dom von Asiago sowie in der Pfarrkirche Roana. Das Jahresprogramm ging mit einem Adventskonzert zu Ende, bei dem vier Gruppen aus den Räumen um Landshut und Dingolfing vorweihnachtlich-bayerische Stimmung nach Giazza und Badia Calavena, Asiago, Gallio, Roana und Lusern brachten.

Im Rahmen des Schüleraustausches, der zwischen Asiago und Vilsbiburg längst reibungslos läuft, besuchte erstmals die Hauptschule aus Mezzaselva-Roana den Landkreis Landshut. Die Krankenpflegeschule Vilsbiburg fuhr traditionell ins Cimbernland. Ein Höhepunkt der Kulturfahrten war die Reise der Volkshochschule Straubing ins Land der Cimbern.

Ende April wurde der von der Patengemeinde Roana gestiftete Brunnen unter dem Motto „Ghec-bar mittanandar“ vor dem Rathaus von Velden unter großer Beteiligung aus beiden Gemeinden feierlich enthüllt. Mitte Juli besuchten die Präsidenten der Provinzen des Veneto Niederbayern. Der Landkreis Miesbach, der bei Roana eine Jugendbegegnungsstätte errichtet, führte im Juli in Rottach-Egern einen Europaball zugunsten der cimbrischen Sprachinseln durch.

Das Presseecho an der Arbeit des Cimbern-Kuratoriums war nicht nur im Landshuter Raum lebhaft. Zu den interessantesten Artikeln gehörte eine Sonderseite in der Osterbeilage der „Mittelbayerischen Zeitung Regensburg“.

Zur Bevölkerungs- und Sprachgeschichte

LUSERN im Wandel der Zeiten

H. Anton Nicolussi

LUSERN – ein Vorort der Sieben Gemeinden – liegt auf der Hochebene von Folgaria-Lavarone (Vielgereuth-Lafrana) über dem Astachtal (Val d'Astico), 45 km südöstlich von Trient in 1.333 m Höhe. Der Ort zählt derzeit 600 Einwohner.

Noch heute spricht fast die gesamte Bevölkerung, junge und alte, einen altdeutschen Dialekt aus dem 11. und 12. Jahrhundert. Diesen mittelalterlichen Dialekt sprach man bis vor 150 Jahren auf der ganzen Hochfläche von Vielgereuth-Lafrana und mit ganz kleinen Unterschieden in der Sieben Gemeinden der Provinz Vicenza und in den Dreizehn Gemeinden in der Provinz Verona.

Diese mittelalterliche Sprache wird als „cimbrische“ bezeichnet, obwohl sie in keinem Fall eine solche ist. Diese Bezeichnung gaben ihr die Humanisten von Verona, als sie im 14. Jahrhundert entdeckten, daß sich im Gebirge nördlich von ihnen ein deutschsprechendes Volk befindet. Sie wird noch heute angewendet, obwohl man unterdessen festgestellt hat, daß die Bewohner der Sieben und Dreizehn Gemeinden sowie auch der Hochfläche von Folgaria-Lavarone (Vielgereuth-Lafrana) keine Cimbern, sondern Nachkommen der Goten und Langobarden sind, die sich im frühen Mittelalter mit bayerischen Ansiedlern vermischt.

Die Ostgoten besetzten im Jahre 472 n. Chr. Oberitalien und errichteten hier ihr Reich. Ihr größter König war Theodorich der Große. Nach einer kurzen Lebensdauer von 70 Jahren endete ihre Herrschaft im Jahre 552 n. Chr. Sechzehn Jahre später im Jahre 568 n. Chr., zogen die Langobarden, von Pannonien kommend, nach Norditalien und teilten das Land in Herzogtümer ein. Seit sich das langobardische Herrscherhaus

mit dem bayerischen verband, machte sich auch der bayerische Einfluß in Oberitalien immer stärker geltend. Ab 653 gab es Bajuwaren als langobardische Könige. Durch ständigen Zustrom aus Baiern erstreckte sich die deutsche Besiedlung bis über Vicenza und bis zu den Colli Euganei. Durch diesen verstärkten Zuzug von Baiern schwächte sich allmählich die langobardische Sprache ab und um das 10. Jahrhundert verstummte sie vollständig.

Um diese Zeit erfolgte die Besiedlung der Hochebene der Sieben Gemeinden und der Gebirge der Dreizehn Gemeinden durch bayerischen Dialekt sprechende Leute, welche dann im 14. Jahrhundert durch die Humanisten in Verona als die Nachkommen der Cimbern bezeichnet wurden. Die Besiedlung erfolgte zum größten Teil von der Ebene herauf. Das erkennt man auch daran, daß die Mutterkirchen der Kirchensprengel in den Sieben und Dreizehn Gemeinden unten in der Ebene liegen. Hierfür spricht auch, daß vom 10. bis 12. Jahrhundert, also 200 Jahre lang, die Bischöfe der Diözese Padua deutschsprechende Leute waren. Als Beweis für die ehemalige Ausdehnung des deutschen Sprachgebietes in Oberitalien, insbesondere im Gebiet der Diözese Padua, dient die Tatsache, daß von 647 bis 1123 unter 38 Bischöfen in Padua, 22 ausdrücklich als Ultramontani oder Franchi bezeichnet werden.

Die Besiedlung der Hochebene von Vielgereuth-Lafrana

Die Hochebene von Vielgereuth-Lafrana (Folgaria-Lavarone) war bis ins hohe Mittelalter, etwa bis zum 10. Jahrhundert, nur spärlich besiedelt. Das änderte sich aber, als 1207 Friedrich von Wangen zum Bischof von Trient gewählt wurde. Er war ein tatkräftiger und umsichtiger Mann.

Leider regierte er nur 11 Jahre. Er starb auf einer Wallfahrt in das „Heilige Land“, zu Akkon, am 6. November 1218. Während seiner Regierung hob er das Ansehen und die Macht seines Stiftes zu einem Höhepunkt, wie er später nie wieder erreicht wurde. Etwa um 1215 ließ er den „Codex Wangianus“ anlegen. Seine Bemühungen lassen sich in sieben Punkten zusammenfassen, von denen Punkt 4: „Urbarmachung des Landes und Bearbeitung brachliegender Landschaftsstriche“, durch herbeigerufene und einheimische Arbeiter, und Punkt 7: „Eifrige Betreibung des Bergbaus und gesetzliche Regelung des Bergwerkbetriebes“, die herausragendsten sind. Die von ihm erlassene Bergordnung ist die älteste Europas.

Für die Besiedlung der Hochebene von Vielgereuth – Lafraun kaufte er am 4. September 1215 das genannte Gebiet (Fontes Rerum Austriacarum, 2. Abt. V Bd, Codes Wangianus, Seite 297) und belehnte damit am 16. Februar 1216 die zwei Ritter Ulrich und Heinrich von Posen (Posina), um dort selbst 20 neue Höfe zu gründen und Arbeiter dahin zu berufen, „welche das ganze Gebiet aufteilen, urbar machen und davon dem Bischof einen Zins zahlen sollen“ (Ebenfalls in Fontes Rerum Austriacarum, Seiten 304–306. Urkunde Nr. 132).

Waher die neuen Bestiedler der Hochebene von Vielgereuth – Lafraun (Folgaria – Lavarone) gekommen sind, ist nicht geklärt. Nachdem aber der mittelalterliche deutsche Dialekt, den man bis zum vorigen Jahrhundert auf der ganzen Hochebene gesprochen hat und in Lusern auch noch heute von allen Einwohnern gesprochen wird, der gleiche ist – wie bis Ende des vorigen Jahrhunderts in den Sieben Gemeinden – so darf man wohl mit großer Berechtigung davon ausgehen, daß die Besiedler, zumindest zum größeren Teil, von den Sieben Gemeinden gekommen sind.

Die Besiedlung Luserns

Die Ansieder, die wahrscheinlich bereits in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts das Dorf Lusern gründeten, kamen aus Lafraun (Lavarone) und waren Pächter der Kirche in Brancafora im Astachtal (Val d'Astico) welcher sie kirchenmäßig bis 1904 unterstanden. Politisch gehörte Lusern bis zur Verselbständigung als Fraktion der Gemeinde Lafraun an, etwa 9 km von dieser entfernt. Lusern trennte sich, wie später noch ausführlich

berichtet wird, am 4. August 1780 von der Muttergemeinde.

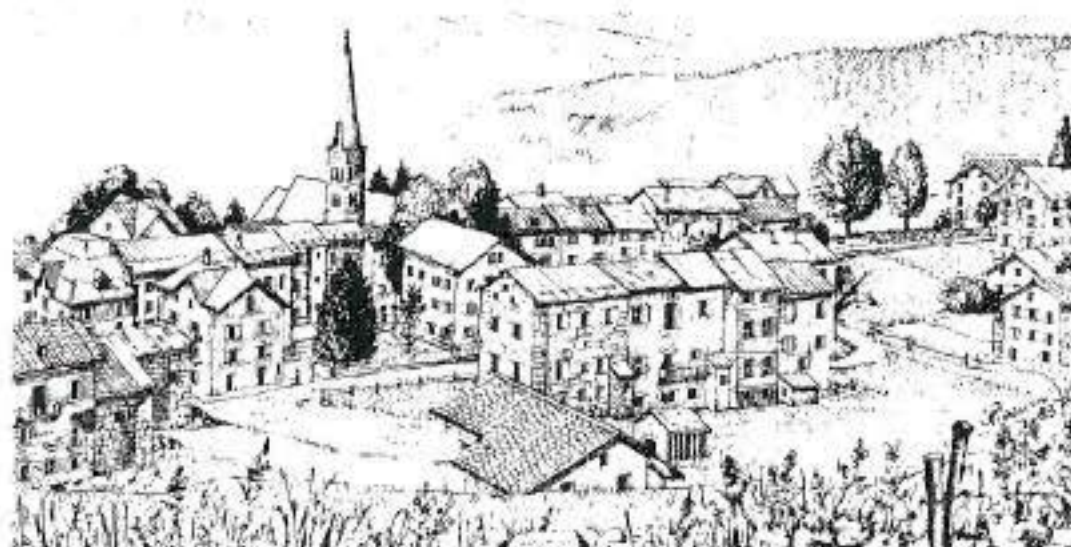
Ein Großteil der deutschen Familien in Lusern führt den Namen „Nicolussi“. Dazu gesellen sich die „Gasperi“ und die „Pedrazza“. Vermutlich gehören die Nachfahren der Nicolussi (der Name ist von Nikolaus abgeleitet) zu den ersten Ansiedlern, die aus Lafraun (Lavarone) als Schäfer nach Lusern kamen und sich später hier ansiedelten. Fest steht auch, daß ein Teil der ersten Besiedler „Osele“ hießen, wie aus Dokumenten hervorgeht. Denselben Namen findet man auch heute noch in Lafraun, so daß man davon ausgehen kann, daß diese ebenfalls aus diesem Ort kamen.

1610 wurden die drei Familien, Gasperi, Nicolussi und Osele, vom damaligen Grafen Trapp, dem die ganze Hochfläche um Lusern, vom Monterovere bis zur Gemeindegrenze von Casotto gehörte, mit einem Berghang belehnt. Später erhielten sie diesen als Eigentum.

Die Nennung Luserns

Die erste Nennung Luserns erfolgte in einer Verkaufs-Urkunde vom 24. Januar 1442, in der über die Veräußerung von vier Höfen durch einen nicht näher bezeichneten Mann namens „Brigento von Lusern“ an den Tiroler Herzog „Friedrich mit der leeren Tasche“ berichtet wird. Der Landesfürst mußte damals für die vier Höfe 55 Golddukatzen zahlen.

Zum zweiten Mal wurde Lusern am 7. Februar 1471 in einem Dokument erwähnt, das über die Verhältnisse an der Grenze zwischen der Jurisdiktion Galnetsch (Caldonazzo) und dem Gebiet von Vicenza aussagt. Der Gerichtsbezirk Galnetsch (Caldonazzo) – Turm und Gehews zu Galnetsch mit allen Zugehörungen – wurde vom Grafen von Tirol, Herzog „Siegfried der Münzreiche“, seinem Freund Ritter „Jakob Trapp“ am 6. März 1461 verkauft. Um klare Grenzverhältnisse zwischen Galnetsch und Vicenza zu schaffen, berief Graf Trapp am 7. Februar 1471 eine Abordnung ortskundiger Leute in sein Schloß Galnetsch. Die zur Vernehmung über den Grenzverlauf Einberufenen waren Holzfäller, Hirten, Händler, sogar Schmuggler u. a. m. Sie mußten vor Trapp und seinem Advokaten eidestätliche Erklärungen über die Grenzverhältnisse abgeben. Unter den Zeugen war ein „Fabris“ aus Cinti (Centa), der die besten Grenzkenntnisse hatte und u. a. aussagte,



Lusern von oben

Lusern gesäk von oben

daß die Jurisdiktion Galnetsch immer über Lusern die Gerichtbarkeit ausübte und alle Ausschweifungen und Missetaten, die dort begangen wurden, entsprechend bestrafte.

Die damals so näher beschriebene Grenze war die gleiche, wie sie ununterbrochen bis nach dem ersten Weltkrieg zwischen Altösterreich und Italien verlief. Unter den Zeugen befand sich auch ein „Johann Nicolocius“ aus Lavarone, der mit Sicherheit aus der Familie der Nicolussi stammte, die Lusern besiedelten.

Eine dritte Nennung Luserns erfolgte schließlich 1487 während des Krieges zwischen Österreich und der Republik Venedig. Damals besetzten die Venezianer zeitweilig das Gebiet von Lafraun (Lavarone) und Lusern, das sie später dann jedoch wieder freigeben mußten. Zu jener Zeit, genau am 6. Dezember 1487, ersuchte die Gemeinde Lafraun (Lavarone) die Republik Venedig, sie möge ihr gestatten, den Luserner-Berg weiterhin zu benutzen, wie sie es dort immer getan habe und dafür der Kirche in Brancafora im Astachtal einen jährlichen Pachtzins von 36 Lire bezahlt habe.

Aus der Kirchengeschichte

Wie bereits in der ersten Folge erwähnt, gehörte Lusern anfänglich kirchlich zur Pfarrei Brancafora im Astachtal (Val d'Astico) und unterstand

damit dem Bistum Padua. Der Ort selbst hatte keine eigene Kirche und auch keinen Seelsorger. Die Toten wurden von der armen Bergbevölkerung auf steilen Wegen nach Brancafora hinuntergetragen und dort bestattet. Eheschließungen und Kindstauen wurden ebenfalls dort vorgenommen.

Am 20. August 1711 erlangten die Luserner vom bischöflichen Ordinariat Padua die Erlaubnis zum Bau einer eigenen Kirche, welche dann nach ihrer Fertigstellung am 7. Oktober 1715, eingeweiht wurde. Die Errichtung einer Seelsorge mit ständigem Wohnsitz in Lusern erfolgte jedoch erst 1745.

Die Kirche erwies sich bald als zu klein und so wurde sie 1782 erweitert und gleichzeitig ein Friedhof im Halbkreis um sie angelegt. Am 7. Oktober 1782 wurde die Kirche und der Friedhof von Pfarrer „Adami“ aus Brancafora mit bischöflicher Genehmigung eingeweiht.

Obwohl Lusern nun eine schöne eigene Kirche besaß, kam es immer wieder zu Streitigkeiten zwischen der neuen Gemeinde und den Pfarrern von Brancafora, die ihre alten Rechte nicht abgeben wollten.

Übel wirkte sich aus und ist noch bis in die Jetztzeit hinein zu verspüren, daß die Kirchensprache ausschließlich italienisch war, wie später noch ausführlich zu berichten sein wird.

1825 wurden alle Pfarrer des Suganer Tales und des Astachtals, soweit sie sich auf österreichischem Boden befanden, durch die Neueinteilung der Diözesangrenzen von den Bistümern Feltre und Padua getrennt und endgültig der Diözese Trient angegliedert. So auch die Kuratie Lusern, die dem Dekanat Levico unterstellt wurde.

Die politische Trennung von Lafraun

Während die Luserner bis 1711 kirchlich Brancifora unterstanden, gehörte der Ort selbst als Fraktion politisch dem entfernteren gelegenen Lafraun (Lavarone) an, das als Kirchengemeinde dem Bistum Feltre zugeteilt war.

Bei der Mitbenutzung der Alm „Millegruam“ und deren Waldungen fühlten sich die Luserner Bewohner von ihrer zugehörigen Gemeinde Lafraun übervorteilt. Es kam zu einem jahrzehntelangen währenden Streit, obwohl bereits am 15. März 1710 ein Vergleich geschlossen worden war. Da das Übel nicht behoben werden konnte, kam es schließlich am 4. August 1780 zur endgültigen Trennung der Fraktion Lusern von der Gemeinde Lafraun (Lavarone), und Lusern erhielt seine Selbstständigkeit. Die Benachteiligung hielt jedoch weiterhin an.

Lafraun hatte damals 184 Familien und ca. 920 Einwohner, Lusern 51 Familien und 255 Bewohner.

Katastrophen lassen um Bestand fürchten

Von 10. August bis 22. September 1855 wütete in Lusern die Cholera. Es starben insgesamt 22 Personen, unter ihnen auch der seit 1839 amtierende Kurat „Dominikus Cagliari“.

Der 9. August 1911 war für Lusern ein Unglückstag: Es brach ein Großbrand aus, der den Hauptort zum größten Teil zerstörte, während die abseits liegende Fraktion Tetsch unversehrt blieb. Die rasche Ausbreitung des Feuers wurde durch die seit Wochen herrschende Trockenheit und dadurch, daß die Dächer fast alle mit Holzschindeln bedeckt waren, begünstigt. Die vom damaligen Kuraten „Johan Prinoth“ und dem Lehrer „Jakob Nicolussi-Castellan“ und einigen anderen ins Leben gerufene Hilfsaktion erbrachte 129.000.- Kronen, mit welchen der Wiederaufbau der zerstörten Häuser erfolgreich unterstützt werden konnte.

Luserner im Kampf um Sprache und Schule

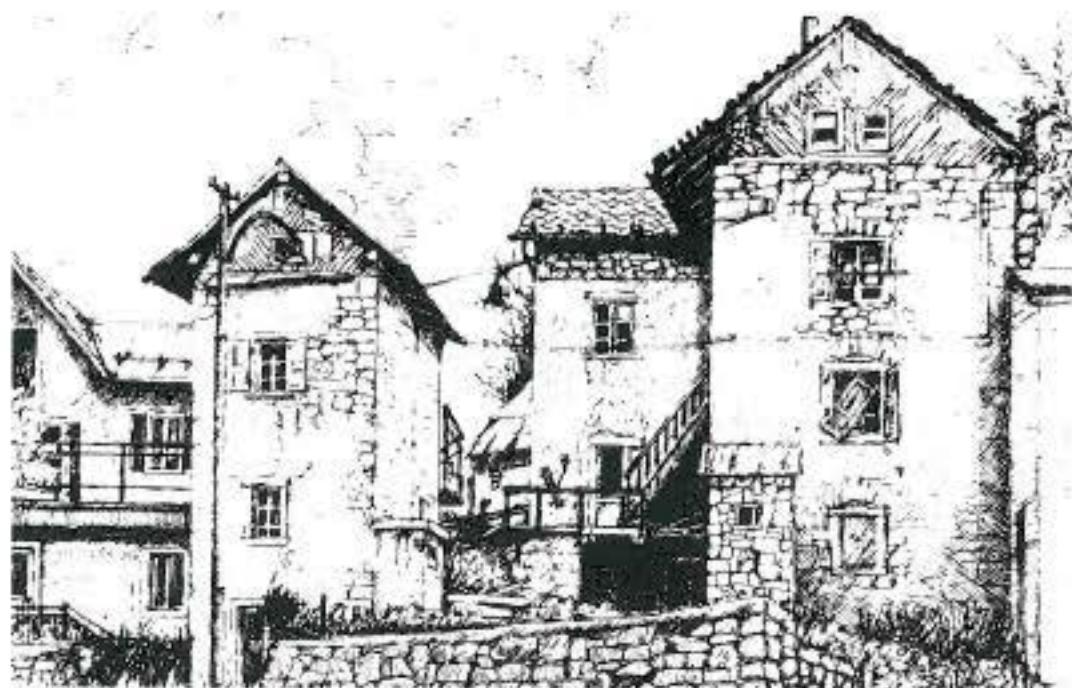
Das Jahr 1862 war für die Erhaltung des mittelalterlichen, althochdeutschen Dialektes in Lusern von entscheidender Bedeutung. Der Schulunterricht, der immer vom amtierenden Kuraten gehalten wurde, war ausschließlich italienisch, ebenso die Kirchensprache. Hätte dieser Zustand ununterbrochen fortgedauert, so wäre der deutsche Dialekt auch in Lusern mit dem Ende des vorigen Jahrhunderts völlig und unwiderruflich verklungen, so wie er in fast allen Ortschaften der Sieben und Dreizehn Gemeinden und in Vielgereuth (Folgaria) – Lavarone erloschen ist. Zum Glück kam aber im Jahre 1862 der Kurat „Franz Zuchristian“ aus Eppan nach Lusern und so begann eine neue Periode. Er wunderte sich, hier inmitten im italienischen Gebiet eine altdeutsch sprechende Bevölkerung vorzufinden, und veröffentlichte diese Entdeckung in mehreren Zeitungen, besonders ausführlich im „Boten für Tirol und Vorarlberg“.

Infolgedessen besuchten die Gelehrten Professor Ignaz Zingerle und Professor Christian Schneller zu Ostern 1866 Lusern. Sie machten die Regierung auf die Sprachinsel aufmerksam, was zur Folge hatte, daß Lusern mit deutschen Schulbüchern versehen und am 4. Mai 1866 die italienische Schule in eine deutsche umgewandelt wurde.

Da bereits früher die Kuraten an der Volksschule unterrichteten, übernahm Pfarrer Zuchristian, unterstützt von seiner Wirtschafterin Elisabeth Spieß, das Amt. Das bedeutete, daß die Umwandlung keine Schwierigkeiten bereitete, zumal auch die Bevölkerung und der Gemeinderat sich ausdrücklich damit einverstanden erklärten und die deutsche Schule begrüßten. Später übernahm ein junger Luserner, Simon Nicolussi, der unterdessen die Lehrerbildungsanstalt in Innsbruck absolviert hatte und als Lehrer nach Lusern berufen worden war, das Lehramt.

Die Luserner im Kampf um ihre Schule

Im Sommer 1878 kam für einige Monate der Modenese Angelo Zanetti als Hilfspriester nach Lusern und agitierte gegen die deutsche Schule, wodurch ein Widerstreit in der deutschen Bevölkerung entstand. Der Unfriede führte im Jahre 1883 bedauerlicherweise zur Gründung zweier Parteien, Anhänger der deutschen Schule und der der italienischen. Letztere wandten sich an den separatistisch eingestellten Schulverein „Pro pa-



Die alten Häuser von Lusern

Di altn häuser vo^o Lusern

tria“ in Trient mit dem Ersuchen, in Lusern eine italienische Schule zu errichten. Die „Pro patria“ reichte dann am 6. August 1889 bei der Gemeinde Lusern eine Baubewilligung ein, die diese jedoch am 12. November 1889 ablehnte. Dagegen legte die „Pro patria“ Rekurs beim Landesauschuß ein, der die Einwände der Gemeinde gegen den italienischen Schulbau als nicht befriedigend erklärte, und von sich aus am 28. Februar 1890 die Baugenehmigung erteilte.

Ein Beweis für die strenge Einhaltung der Autonomie im Trentino von Seiten der österreichischen Regierung, wenn auch zu Lasten der deutschen Bewohner Luserns. Mitte April 1893 wurde die italienische Privatschule eröffnet, in welche 27 schulpflichtige Kinder eintraten. In den folgenden Jahren stieg die Schülerzahl auf 46, sank 1894 auf 24 Kinder ab und pendelte sich auf rund 30 Schulbesucher ein.

Unterdessen wurde auch am Bau des deutschen Schulhauses gearbeitet, und im Mai 1893 konnte im halbfertigen Gebäude zunächst der deutsche Kindergarten eröffnet und am 14. Oktober 1894 der Schulbetrieb aufgenommen werden. In der Folgezeit besuchten bis Mitte Mai 1915, als die

Kriegsfurie über Lusern hereinbrach, jährlich etwa 130 bis 140 Schüler die deutsche und rund 30 die italienische Schule.

Lusern im und nach dem 1. Weltkrieg

Von der Generalmobilmachung zu Beginn des 1. Weltkrieges wurden auch die wehrfähigen Männer Luserns bis zu einem Alter von 42 Jahren betroffen. Die Reservisten bis zum 32. Lebensjahr mußten bei ihren Regimentsersatzeinheiten sofort einrücken, während die übrigen dem österreichischen Gendarmerieposten in Lusern zugeteilt wurden.

Sie versahen Streifen- und Sicherungsdienste längs der nahen Reichsgrenze.

Anfangs September 1914, als man befürchtete, daß Italien nicht als Verbündeter aus dem 1882 geschlossenen Dreierpakt, sondern als Gegner auftreten könnte, wurden alle arbeitsfähigen Luserner, jung und alt, auch Buben und Mädchen im Schulalter, zum Schützengrabenbau entlang der Grenze herangezogen. Im März 1915 wurden die Jahrgänge 1895 und 1896 zum Kriegsdienst einberufen und etwa um den 20. Mai 1915

erfolgte die Mobilisierung der Standschützen. Gleichzeitig wurde verfügt, daß alle arbeitsfähigen Männer zwischen dem 43. und 52. Lebensjahr, im Falle eines Kriegsausbruches mit Italien, im Raum zwischen Lusern und Vezzena, als Arbeiter im Befestigungsbau einzusetzen seien.

Am 23. Mai 1915 erklärte Italien, dem im „Londoner Geheimvertrag“ vom 26. April 1915 die Brennergrenze zugesagt worden war, Österreich den Krieg.

Lusern lag damals unmittelbar vor den österreichischen Verteidigungslinien. Große Verwirrung und Jammer brach am 25. Mai 1915 aus, als bei Tagesanbruch während der Frühmesse die italienischen Forts das Dorf beschossen. Während die in dem Dorf gelegene österreichische Festung nicht beschädigt wurde, entstand jedoch großer Sachschaden an den öffentlichen Gebäuden und an den Behausungen der Einwohner Luserns. Es gab Verlust; ein 17-jähriges Mädchen erlitt so schwere Verwundungen, daß es wenige Tage danach im Spital in Trient verstarb.

Zahlreiche Bewohner wurden mehr oder weniger schwer verletzt. Im Granathagel, unter Zurücklassung all ihrer Habe, verließ die Bevölkerung Hals über Kopf in wilder Flucht das Dorf.

Sie stieg nach dem 16 km entfernt gelegenen Dorf Galnetsch (Caldonazzo) im Suganer Tal ab, von wo aus die Kriegsflüchtlinge mit der Eisenbahn verfrachtet nach dreitägiger Fahrt in Aussig an der Elbe (Sudetenland) ankamen. Im gleichnamigen Bezirk fanden sie, auf 22 Orte verteilt, vorerst eine neue Bleibe.

Den Viehbestand, etwa 130–140 Rinder und 80 Ziegen, hatten die Luserner am 24. Mai 1915 einem österreichischen Wirtschaftsbeamten auf der Millegrobe Alm übergeben und hierfür eine Bestätigung erhalten, die nach dem verlorenen Krieg selbstverständlich wertlos war.

Bei ihrer Rückkehr im Februar 1919 fand die Bevölkerung ihren geliebten Heimatort fast völlig zerstört vor, die Wiesen und Äcker waren verödet und von Granattrichtern übersät. Aber nicht alle kamen zurück, die am 25. Mai 1915 flüchten mußten. Der Tod hatte reichlich Ernte unter ihnen gehalten. 61 Luserner starben im Sudetenland, 16 fanden den Kriegstod. Anderen Einwohnern wurde die Rückkehr verweigert, darunter

dem Pfarrer und dem Schulleiter. Nicht wenige kehrten auch als Kriegskrüppel zurück, die sich in der Folgezeit besonderer Not ausgesetzt sahen.

Zumeist kein Dach über dem Kopf, aber aus Sehnsucht in die alte verwüstete Heimat zurückgekehrt, machten sich die Bewohner Luserns an den Wiederaufbau, der in knapp vier Jahren vollendet worden war.

Lusern war aus Trümmern wiederstanden, doch wie sah es sonst aus? Die Landwirtschaft und die Viehzucht konnten die Lebensnotwendigkeiten der Leute bei weitem nicht decken. Die meisten Männer mußten sich nach uraltem Brauch einen Verdienst in der Fremde suchen. Von altersher waren die Luserner bei Flußregulierungen und Straßenbauten geschätzte Steinmauerer. Zuhause verblieben nur die alten Leute, die Frauen und Mädchen, welche die anfallenden Haus- und landwirtschaftlichen Arbeiten verrichteten.

Während der kalten Wintermonate kehrten die Männer wieder zu ihren Familien zurück, da ja die Arbeit ruhte. Als in den Jahren 1929/1930 die weltweite Wirtschaftskrise begann, fanden auch die Männer keine Beschäftigung mehr und mußten die meiste Zeit über arbeitslos zuhause bleiben. Sie verdienten sich etwas nebenbei, indem sie die noch im Erdreich steckenden Blindgänger aus dem 1. Weltkrieg ausgruben und das Eisen als Altmittel verkauften.

Auf verwaltungsmäßigem und kulturellem Gebiet sah es nach Beendigung des Krieges ganz arg aus. Zunächst wurde der verdienstvolle Bürgermeister David Nicolussi Castellan abgesetzt und durch einen von der italienischen Besatzungsbehörde ernannten ersetzt.

Der Deutschunterricht wurde untersagt und nur noch italienische Lehrer unterrichteten die deutschsprechenden Kinder. Nirgendwo anders tobte sich der Faschismus in der Weise aus wie in der 1.000 Einwohner zählenden deutschen Gemeinde Lusern.

Infolge der Generalmobilisierung für den von den Faschisten von Zaun gebrochenen Abessinien Krieg mußten im Februar 1935 etwa 20 Luserner zur italienischen Armee einrücken und nahmen an diesem Feldzug teil. Weitere Männer wurden arbeitsverpflichtet.

Während ein Dorfbewohner in Abessinien fiel und ein anderer an Sonnenstich starb, kehrten die anderen 1937 in die Heimat zurück, darunter ein Schwerverwundeter.

Leidensweg infolge Option für Deutschland

Im Jahre 1937 hatte die Arbeitslosigkeit ihren Höhepunkt überschritten; gänzlich hörte sie auf, als, beginnend mit dem Jahr 1938, große Arbeitermassen nach Deutschland gehen konnten. Erstmals gingen auch Mädchen und jüngere Frauen auf Verdienstsuche in das Deutsche Reich.

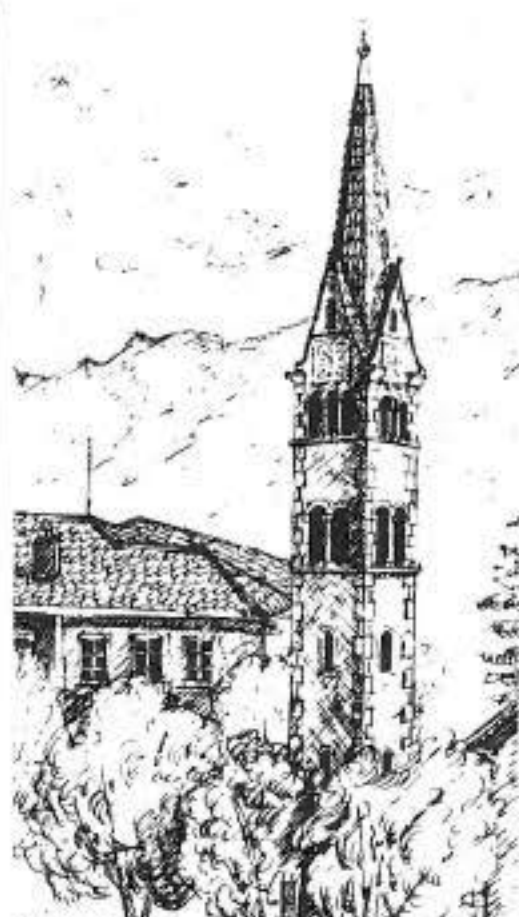
Damit trat erneut ein Substanzverlust ein, der jedoch für Lusern nicht so verlustreich war, wie der folgende:

Am 23. Juni 1939 wurde der so verhängnisvolle Vertrag zwischen der deutschen Reichsregierung und der italienischen Regierung zur Umsiedlung der Südtiroler geschlossen. Von diesem waren die Luserner und Fersentaler im Gegensatz zur anderen Sprachinsel-Bevölkerung, den Kanaltalern, zunächst nicht betroffen; man hatte sie, wie sich seinerzeit deutsche Dienststellen ausdrückten – „vergessen“. Sie fielen daher nicht in das Vertragsgebiet der nach dem Hitler-Mussolini-Abkommen umzusiedelnden Bevölkerung.

Ende 1939 wurde jedoch zwischen dem deutschen Gesandten „Bene“ und dem Unterstaatssekretär im italienischen Außenamt Guido Buffarini ein Zusatzabkommen ausgehandelt, nach dem auch die Luserner und Fersentaler für die deutsche Staatsbürgerschaft optieren konnten.

Seitens Italiens wurde das Abkommen jedoch dahingehend eingeschränkt, daß die Besitzungen der eventuell optierenden Luserner und Fersentaler nicht von Italien abgelöst würde, wie es ansonsten mit den Optanten aus Südtirol und dem Kanaltal üblich war.

Das geschah unter dem nochmaligen ausdrücklichen Hinweis, daß diese Optanten nicht aus dem eigentlichen Vertragsgebiet nördlich von Salurn stammen und deshalb die wirtschaftlichen Vergünstigungen nicht in Anspruch nehmen könnten. Für die Ablösung der Besitztümer und die Schadensregulierung wurde das Deutsche Reich als allein zuständig erklärt. Diese Abmachungen wurden niemals veröffentlicht und dieses Detail des Vertrages den Lusernern und Fersentalern



Die Kirche von Lusern Di kirch voⁿ Lusern

vorenthalten. Erst im Jahre 1948 erfuhren sie die nackte Wahrheit.

Als 1939 die Bevölkerung Luserns und des Fersentals durch die deutsche und ladinische Bevölkerung Südtirols für Deutschland optierte, nahm sie in Unwissenheit über die Rechtslage das Angebot an.

In Lusern optierten, Kinder inbegriffen, 373 Personen für das Deutsche Reich, während es im Fersental nahezu 700 waren. Im Herbst 1941 sollte die Aussiedlung erfolgen, scheiterte jedoch am Widerstand der Betroffenen. Zwischen dem 16. und 24. April 1942 erfolgte dann die endgültige Umsiedlung. Nach einem sieben Monate langen Aufenthalt im Umsiedlerlager Hallein bei Salzburg wurden rund 100 Luserner und fast alle Fersentaler in den Kreis Budweis in Südböhmen

weitergeleitet, wo sie enteignete Höfe zur Bewirtschaftung erhielten.

Die noch im Lager verbliebenen Optanten zerstreuten sich allmählich in den österreichischen Alpenländern.

Ihren gesamten Besitz in der Heimat mußten sie bei der Umsiedlung an die am 7. November 1939 gegründete Deutsche Abwicklungs-Treuhandgesellschaft (DAT) übergeben, wofür sich diese im Namen der Deutschen Reichsregierung verpflichtete, die Optanten durch einen wertgleichen Besitz innerhalb des deutschen Reichsgebietes zu entschädigen.

Diese Verpflichtung wurde aber nie erfüllt. Die Schätzungskommission der DAT stellte den Besitzstand der Abgewanderten nach dem Lirawert vom 23. August 1939 fest. Er wurde für die Luserner mit rund drei Millionen und für die Fersentaler mit rund 19 Millionen Lire festgesetzt. Diese Schätzungen lagen jedoch bei weitem unter dem tatsächlichen Wert.

In diesem Zusammenhang ist zu vermerken, daß der Schätzwert der DAT etwa um ein Drittel niedriger lag als er dem wirklichen Wert entsprach. Die Gründe hierfür sind nie bekannt geworden, man nimmt aber an, daß die niedrige Einschätzung deshalb erfolgte, um die italienische Regierung doch noch zu einer Besitznahme und Ablösung zu bewegen.

Im Sommer 1942, also nach der Abwanderung der Luserner und Fersentaler Optanten wurden die gesamten Grundstücke grundbuchamtlich auf die Deutsche Treuhandgesellschaft überschrieben und somit Besitztum des Deutschen Reiches.

Nach Beendigung des 2. Weltkrieges mußten die im Kreis Budweis angesiedelten Luserner und Fersentaler Böhmen fluchtartig verlassen. Das geschah unter Rücklassung und Verlust der gesamten aus der Heimat ursprünglich mitgebrachten Fahrhabe. Die meisten kehrten noch im Laufe des Sommers 1945 nach Lusern bzw. ins Fersental zurück.

Sie erhielten nach ihrer Rückkehr von der noch amtierenden Deutschen Abwicklung-Treuhandgesellschaft in Bozen die ihr übergebenen Güter materiell wieder zurück, doch die Rücküberschreibung der Grundstücke durch das Grundbuchamt erfolgte erst 1949.

Zwischenzeitlich mußten sie der am 18. Januar 1946 von der italienischen Regierung beschlagnahmten DAT den Pachtzins zahlen, waren also Pächter ihrer eigenen Höfe.

Die wirtschaftliche Lage der in Österreich nach der Option verbliebenen Luserner und Fersentaler hätte sich nach 1945 nur dann günstiger gestalten können, wenn auch ihnen, so wie den aus der Provinz Bozen umgesiedelten Südtirolern, abgesehen von denen, die sie aus politischen oder sonstigen Gründen ebenfalls nicht erhielten, der Wiedererwerb der italienischen Staatsbürgerschaft möglich gewesen wäre und sie mit der Rückkehr in ihre Heimatorte wieder in den Besitz ihrer dort als deutsches Eigentum von der italienischen Regierung zwangsverwalteten Höfe gelangt wären.

Leidensweg infolge der Option für Deutschland

Aufgrund des Rückoptionsgesetzes vom 2. Februar 1948, das aus dem „Pariser Vertrag“ oder sogenanntem „Gruber-De Gasperi-Abkommen“ vom 5. September 1946 resultierte, konnten zwar die Deutsch-Südtiroler und die Ladiner der Provinz Bozen die italienische Staatsbürgerschaft wiedererwerben, den Lusernern und Fersentalern verweigerte man aber dieses Recht.

Die Begründung lautete lakonisch, daß Lusern und das Fersental nicht zum Vertragsgebiet nördlich von Salurn gehören. Offizielle italienische Stellen ignorierten einfach den Bestand einer deutschen Minderheit in der Provinz Trient. Das war eine flagrante Verletzung der Menschenrechte und eine offenkundige Täuschung der österreichischen Regierung. Letzteres deshalb, weil bei den Pariser Friedensverhandlungen dem damaligen österreichischen Außenminister Karl Gruber die Annahme einer gemeinsamen Autonomie für die Region „Trentino-Tiroler Etschland“, u. a. damit schmackhaft gemacht wurde, daß hierdurch auch die volklichen Minderheiten in der Provinz Trient in den Genuß dieser Bestimmungen kommen würden.

Am 3. August 1949 erließ die italienische Regierung ein Gesetz, welches den in die Heimat mehr oder weniger illegal zurückgekehrten Lusernern und Fersentalern nach Wiedererlangung der italienischen Staatsbürgerschaft einräumte, daß sie ihren als deutsches Eigentum beschlagnahmten Besitz zurückerlangen.

Die Liegenschaften waren allerdings in dem Zustand zu übernehmen, in welchem sie sich am Tage der Rückgabe befanden, also ohne Anspruch auf Entschädigung für die inzwischen eingetretenen Schäden. Wer Lusern nach dem Kriege gesehen und selbst noch heute daraufhin betrachtet, wird ermessen können, welche tatsächlichen Verluste die Deutsche Bevölkerung erlitten hat. Während also einerseits der zurückgekehrte Bevölkerungsteil die verlassenen Häuser wieder übernehmen konnte, blieben die von der Rückoption ausgeschlossenen in Österreich und Deutschland lebenden Luserner benachteiligt.

Bemühungen bei der österreichischen Regierung um Anerkennung der von der deutschen Reichsregierung eingegangenen Entschädigungsverpflichtung blieben aus rechtlichen Gründen ohne Erfolg.

Aus diesem Grunde wandte man sich 1961 an die deutsche Bundesregierung als Rechtsnachfolgerin des ehemaligen deutschen Reiches. Es entstand ein reger Schriftwechsel, der aber leider nur dazu führte, daß sich das deutsche Finanzministerium mit dem italienischen Schatzministerium dahingehen einigte, daß die italienische Regierung an alle betroffenen Luserner, unbeschadet ihrer Staatsbürgerschaft und ihres Wohnsitzes, die am 18. Januar 1946 als deutsches Eigentum beschlagnahmten Güter zurückgibt. Das bereits am 25. September 1965 paraphierte Abkommen trat jedoch erst nach nochmaligen zahlflüssigen Verhandlungen am 14. Januar 1967 in Kraft.

Der Wertverlust blieb völlig unberücksichtigt. Scheinbar war der Rückgabevertrag von 1967 für die deutsche Bundesregierung der billigste und einfachste Weg, um sich den Verpflichtungen der ehemaligen deutschen Reichsregierung, dem Vertrag vom 23. Juni 1939, zu entziehen.

Aus der heutigen Sicht gesehen, wäre es für die deutsche Bundesregierung seinerzeit sehr leicht gewesen, den Lusernern, der kleinsten deutschen Volksgruppe, das ihnen zustehende Recht zu erfüllen und ihnen somit das Gefühl der Ungerechtigkeit zu nehmen.

Die wirtschaftlichen Möglichkeiten der Luserner

Während Anfang der 50er Jahre in allen westlichen Ländern die Wirtschaft wieder zu florieren begann, lebten die Luserner wie eh und

je im Schatten. Arbeitsmöglichkeiten gab es nur in der unproduktiven und zu geringen Landwirtschaft. So mußten viele Luserner ihr Brot in der Fremde suchen. Hauptanziehungsland war die Schweiz, aber auch in den Provinzen Trient und Bozen fanden viele Beschäftigung, um die Familien zu ernähren.

Während jedoch früher nur die Männer als Gastarbeiter oder Pendler auszogen und die Frauen der Haus- und Landwirtschaft nachgingen, verließen nach dem 2. Weltkrieg auch die Mädchen ihre Heimat.

Diese „Flucht“ aus dem heimatlichen Dorf brachte für die Landwirtschaft in Lusern die Katastrophe. Es blieben bei weitem nicht genügend Arbeitskräfte, um die Wiesen und Äcker sowie den Viehbestand zu betreuen. Die Folge davon ist, daß ein Großteil der Äcker und Wiesen brach liegen. Der Viehbestand, der früher der ganze Reichtum der Luserner war, ist rapide zurückgegangen.

Von rund 150–200 Kühen, die es noch vor dem letzten Weltkrieg gab, sind nur noch ca. 5 übrig geblieben, die vorhanden gewesenen 50–60 Ziegen sind völlig verschwunden.

Die Bevölkerungsentwicklung in Lusern

Die erste Statistik über die Zahl der Bewohner der Fraktion Lusern scheint im Archiv der Pfarrei Brancafora vom Jahr 1698 auf. Hier sind 47 Familien verzeichnet, jedoch ohne Angabe über die Personenzahl. Wenn man aber ein Mittel von fünf Personen je Familie annimmt, so hätte damals Lusern 235 Einwohner gehabt. Diese Zahl dürfte insofern zutreffend sein, da 1710 in einem Vergleich über die Einwohnerzahlen von Lusern und Lafraun (Lavarne) 250 Personen aufscheinen.

Im Jahre 1780, als sich die Fraktion von der Muttergemeinde Lafraun trennte, sind ebenfalls rund 255 Bewohner angegeben.

Erst die österreichischen Volkszählungen geben genaue statistische Daten an:

1820	... 400 Einwohner
1830	447 Einwohner
1840	450 Einwohner
1850	500 Einwohner
1860	590 Einwohner

1870	660 Einwohner
1880	775 Einwohner
1890	836 Einwohner
1900	910 Einwohner
1910	936 Einwohner

Nachdem die verhängnisvolle Angliederung Welschtirols an Italien erfolgte, liegt lediglich eine nicht ganz sichere Information aus dem Jahre 1921 vor, die besagt, daß damals etwa 1.000 Einwohner in Lusern vorhanden waren.

Zwischen den beiden Weltkriegen begann dann der „Todesmarsch“ der deutschen Bevölkerung von Lusern. Zunächst wanderten 12 Männer nach Argentinien aus, von denen nur vier wieder in die Heimat zurückkehrten. Aufgrund des verhängnisvollen deutsch-italienischen Umsiedlungsvertrages wanderten 373 Luserner ab, von denen 258 nicht mehr zurückkehrten, bzw. nicht mehr zurückkehren konnten.

Laut den italienischen Volkszählungen waren in Lusern noch zuständig:

1960	... 643 Einwohner
1971	... 557 Einwohner

und im Jahre 1974 nur noch 537 Einwohner. Da die Zählungen in Lusern jedoch nicht getrennt nach Volksgruppen durchgeführt wurden, läßt sich der deutsche Bevölkerungsanteil nicht korrekt ausdrücken.

Da der Abwanderungstrend infolge der schlechten Arbeitsmöglichkeiten weiterhin anhält, läuft Lusern Gefahr entvölkert zu werden.

Italiener ignorieren deutsche Sprachinseln

Wegen des Unverständnisses für sprachliche, kulturelle und ethnische Probleme, ja sogar der wiederholten Unterdrückungspolitik durch die verschiedenen italienischen Nachkriegsregierungen, konnte sich die deutsche Kultur in den Sprachinseln des Trentino nur mühsam entfalten. Die Trentiner Tiroler Volkspartei (PPTT) unter ihrem Obmann Dr. Heinrich Pruner hat im Regionalrat der Region Trentino – Südtirol wiederholt auf die Mißstände hingewiesen und auf eine Änderung gedrängt. Sie stieß jedoch auf taube Ohren. Am 21. Mai 1965 erklärte der damalige Präsident des Regionalparlamentes Dr.

Davit (DC) rundheraus, daß es im Trentino außer den Fassaladiner keine sprachliche Minderheit gebe.

Die offiziellen italienischen Stellen haben bis heute die Deutschen im Fersental und Lusern einfach ignoriert. Hintenherum hat man gerade in aller letzter Zeit immer wieder den Versuch unternommen, den Fersentalern und Lusernern klarzumachen, daß ihre Sprache keine deutsche ist, sondern cimbrisch, und sie nicht deutscher Herkunft seien, sondern Nachfahren der Cimbern. Damit soll offensichtlich die verdrehte Beweisführung angetreten werden, daß es im Trentino keine deutsche Minderheit gibt.

Ab 19. November 1975 brachten die Abgeordneten der Südtiroler Volkspartei (SVP) und der Trentiner Tiroler Volkspartei (PPTT) letztmalig im Regionalrat einen Gesetzentwurf ein, der auf eine Änderung des Autonomiestatutes abzielt, um den Bürgern deutscher Muttersprache des Fersentales und von Lusern in der Provinz Trient dieselben Rechte zu gewährleisten, wie sie den Südtirolern zuerkannt sind.

In der Begründung zum Gesetzentwurf sind die Erfordernisse für die Bevölkerung der Sprachinseln zusammengefaßt und es heißt hierin wörtlich:

1. eine Schulordnung, die eine angemessene Anzahl von Lehrpersonen gewährleistet, welche in der deutschen Muttersprache ausgebildet sind, so daß in rationaler und vollendeter Weise deutsch und italienisch unterrichtet werden kann, um wirksame und praktische Ergebnisse für die Kenntnis der deutschen und italienischen Sprache für die Erfordernisse der Bevölkerung zu erzielen. Der Unterricht hat paritätisch deutsch und italienisch zu erfolgen;
2. die Vertretung dieser deutschsprachigen Minderheitsgruppe des Trentino in der Landes-schulverwaltung, um die angemessenste und geeignetste Schulpolitik zugunsten der genannten Bevölkerung zu gewährleisten;
3. die Vertretung der deutschen Sprachgruppe des Trentino im Regionalrat und Landtag sowie in den Durchführungsorganen der öffentlichen lokalen Körperschaften;
4. eine proportionelle Vertretung der deutschen Sprachgruppe des Trentino bei Besetzung der Arbeitsplätze in öffentliche, staatlichen, regionalen und provinziellen Körperschaften;

5. die Aufwertung der kulturellen, pressebedingten und erholungsbezogenen Initiativen und Tätigkeiten, sowie die Beachtung und Wiedereinführung der deutschen Ortsnamensgebung und der Bevölkerungstradition der deutschen Sprachinseln des Trentino, auch mit Rundfunk und Fernsehen.

Die derzeitige kulturelle Situation in Lusern

Vor mehreren Jahren ist in Lusern der „Kulturverein Lusern“ gegründet worden. Sein Bemühen geht dahin, die althochdeutsche Sprache der Luserner zu pflegen, um sie vor dem Verklingen zu bewahren.

So hat der Verein u. a. einen Mittelschulprofessor angestellt, der außerhalb des italienischen Schulunterrichts wöchentlich an zwei Nachmittagen den Schülern jeweils zwei Stunden der Bemühungen des Kulturvereins vier Schülerinnen bzw. Schüler in Meran die deutsche Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalt besuchen. Auf Grund dessen wäre es möglich, in absehbarer Zeit einheimische Lehrkräfte für die Schule in Lusern heranzubilden, die dazu noch den althochdeutschen Dialekt sprechen. Voraussetzung hierfür ist jedoch, daß die Trentiner Landesregierung und das Schulamt ihren Segen hierfür geben, und anstatt der einsprachigen italienischen Lehrkräfte, die derzeit in Lusern unterrichten, die ausgebildeten Einheimischen tatsächlich auch eingestellt werden.

Eine weitere Frage ist die der Vereinbarkeit zwischen Schulpensum und Stundenplan. Aber wenn man den althochdeutschen Dialekt, den sogenannten „Cimbro“ erhalten will, so müssen selbstverständlich auch Opfer gebracht werden. Die Bevölkerung ist hierzu bereit und rechnet darüber hinaus auf Hilfe aus dem großen deutschen Sprachraum, um eventuell das Lehrpersonal höher honorieren zu können, wenn es erforderlich sein wird, den Stundenplan zu verlängern, damit auch Unterricht in unserem althochdeutschen Dialekt erteilt werden kann.

Nur so kann man in letzter Stunde dem Verklingen des mittelalterlichen althochdeut-

schen Dialektes in Lusern entgegenwirken und denselben erhalten. Wenn man wirklich die Absicht hat, das sogenannte „Cimbrische“ aus dem 11.–12. Jahrhundert, der Zeit eines Walther von der Vogelweide, zu retten, dann müßte zunächst hier in Lusern, wo der Dialekt noch lebendig und als Umgangssprache in Gebrauch ist, alle Hebel angesetzt werden. Nicht, wie es geschieht, Lusern völlig unbeachtet lassen und sich stattdessen, wie von mancher Seite praktiziert, ausschließlich in kostspieligen und illusorischen Experimenten der Wiedererweckung des anderwo bereits leider vor 70 Jahren verklungen mittelalterlichen althochdeutschen Dialektes, wo er leider nur noch in Büchern und Grammatiken fortlebt, zu versuchen.

Hilfe ist dringend notwendig

Der Kulturverein von Lusern hat sich eine große Aufgabe gestellt. Leider stehen ihm jedoch nur sehr spärlich Mittel zur Verfügung, da die arme kleine deutsche Sprachgruppe ja auch immer mehr aufgrund der nicht vorhandenen Infrastrukturen an Einwohnerzahl verliert.

Aus diesem Grunde wenden wir uns alle, die Liebe und Achtung für die eigene Muttersprache haben, sie mögen uns in diesem ungleichen Kampf zur Erhaltung unseres althochdeutschen Dialektes, den unsere Vorfahren und auch wir haben unseren Dialekt trotz Verspottung und Unterdrückung über fast ein Jahrtausend herübergerettet bis zum heutigen Tag. Wir, die Einwohner von Lusern möchten, daß auch weiterhin für unbegrenzte Zeiten die überlieferte Sprache nicht verklingt.

Es wäre eine Schande, wenn heute, wo überall in der Welt Kräfte am Werke sind, die alten Kulturgüter zu retten und ein solches Kulturgut ist auch der mittelalterliche deutsche Dialekt der Luserner, aus Trägheit verklungen würde.

Alle denen, die uns helfen, ein herzliches „vergelt's Gott“!

Alln in seln bo das helvan, köbar en a herzliches „vergelt's gott“!

in memoriam

Fast gleichzeitig mit seinem abschließenden Bericht "Lusern im Wandel der Zeiten" erreichte uns die unfaßbare Nachricht, daß unser Autor und Freund

H. Anton Nicolussi-Moretto

Landesmusikoberinspektor i.R.

am 6. November 1975 plötzlich und völlig unerwartet, im 75. Lebensjahr in seinem Nachkriegsdomizil Klagenfurt verstorben ist.

Seine ganze Liebe galt seiner Sprachinselheimat Lusern und seiner Familie, für die er sich bis zu seinem letzten Atemzug einsetzte.

Nach seiner Option für Deutschland aufgrund des unseligen Hitler-Mussolini-Abkommens über die Umsiedlung der deutschen Minderheiten in Italien, konnte er wie so viele andere Luserner nach dem Ende des 2. Weltkrieges in seinen Heimatort nicht mehr zurückkehren. Er wirkte jedoch aus der Ferne weiter, um für Lusern die deutsche Kultur zu erhalten, und besuchte regelmäßig für einige Monate im Jahr das kleine Dörfchen über dem Astachtal, um hier für das Deutschtum zu arbeiten.

Wenige Tage vor seinem Ableben saß er noch in Lusern mit Freunden aus Franken an einem Tisch, wies mit Sorge auf die Entwicklung in der Sprachinsel hin und erläuterte den mittelalterlichen, althochdeutschen Dialekt seiner Heimat.

In seinem letzten Brief vom 17. Oktober 1975 schrieb Anton Nicolussi u. a.: „Am Montag, den 3. November kehre ich nach Klagenfurt zurück, wo ich mein Domizil habe. Dortselbst werde ich, wenn nichts Behinderndes geschieht, bis Ende Mai 1976 bleiben, um dann wieder nach Lusern zu kommen. Dies geschieht jedes Jahr auch weiterhin“.

Die Sorge um sein geliebtes Lusern kommt in anderen Zeilen zum Ausdruck. Hier heißt es: „Gleichzeitig möchte ich Sie noch bitten, hier und da wieder über Lusern in Ihrer ‚Südtiroler Rundschau‘ oder auch in anderen Zeitungen etwas zu berichten, über die drohende Gefahr des Verklingens des althochdeutschen Dialektes in meiner Heimat, damit man in Bayern und darüber hinaus in Deutschland über diese letzte südlichste deutsche Sprachinsel etwas erfährt. Es tut leid, ansehen zu müssen, daß man alles nur Mögliche für die Sieben und Dreizehn Gemeinden tut, um dort einen bereits seit langer Zeit verklungenen deutschen Dialekt aus dem Mittelalter wieder zum Leben zu erwecken, während man hier in Lusern den noch lebendigen von der ganzen Bergbevölkerung gesprochenen altdeutschen Dialekt hilflos verklingen läßt“.

Diese mahnenden Worte sollten für uns alle Verpflichtung sein.

Mit seiner Familie trauern auch seine vielen Freunde in Lusern und im Kulturwerk für Südtirol um einen aufrechten und aufopferungsvollen Mitstreiter für das Deutschtum in der kleinen bedrohten Sprachinsel.

Volkskundliche Exkursion aus Würzburg in die Terra Cimbra



Studenten der Universität Würzburg (Volkskundliches Institut) auf Exkursion im Zimberland Pflingsten 1982.

Unter Leitung von Prof. Dr. Dieter Harmening besuchte eine Studentengruppe der Bayerischen Julius-Maximilians-Universität Würzburg, Institut für Deutsche Philologie, Abteilung Volkskunde, im Rahmen einer Studienwoche vom 1. bis 5. Juni 1982 die „Sieben und Dreizehn Gemeinden“ am Südrand der Alpen. Hugo F. Resch, Vorstandsmitglied des „Curatorium Cimbricum Bavarense“, begleitete die jungen Volkskundler und stand ihnen mit zahlreichen Informationen über Land und Leute hilfreich zur Seite.

Anläßlich eines Seminars über Auswanderung aus Franken, das Prof. Harmening im Sommersemester 1982 hielt, waren Fragen erörtert worden, die Bedingungen und Prozesse der Emigration und Anpassung an eine fremde Kultur betrafen. Probleme und Verhältnisse mittelalterlichen

Landausbaus, ein Vorgang, der ja auch die deutschsprachigen „Inseln“ des Alpenraums betrifft, waren zuvor in einer Vorlesung zur „Sprachinselvolkskunde“ behandelt worden. Es war deutlich geworden, daß ein nahezu ununterbrochener Strom deutscher „Kolonisatoren“ seit dem 11. Jahrhundert Richtung Süden und Osten gegangen ist, zuerst von der Obrigkeit initiiert und ins eigene Land geleitet, dann, im 18. und 19. Jahrhundert, aus vorwiegend individuellen Gründen und von Not getrieben. Dieser Hintergrund bestimmte auch die Zielsetzung der Exkursion: Soweit in Denkmälern noch faßbar, wollten wir die Geschichte der „Sieben und Dreizehn Gemeinden“, die immer wieder von Klöstern bestimmt war, er„fahren“. Auch galt es, die besondere Situation der Terra Cimbra als kulturell eigenständige Region kennenzulernen, eine Ei-

genständigkeit, deren Charakter sich im Zusammenleben mit einem anderen Volk gebildet hatte. Wir wollten also Ergebnisse von Prozessen der „Interethnik“ kennenlernen (um es gelehrt zu sagen). Ohnehin darf Volkskunde nicht beschränkt sein auf die Erforschung von Teilbereichen der Kultur allein im eigenen Land; Kenntnisse u. a. auch der Romania erfüllen erst die Vorstellung einer „Europäischen Ethnologie“. Methodisches Leitbild unseres Besuches in den „Sieben und Dreizehn Gemeinden“ war der Vergleich mit der uns bekannten fränkischen Region. Er sollte uns das Fremde leichter verständlich machen, aber auch Erscheinungen der fränkischen Volkskultur besser sehen lehren. Zugleich wollten wir Einblicke in die pflegerische Arbeit einer Region gewinnen.

Franken wie der Terra Cimbra gemeinsam ist eine ausgeprägte Volksfrömmigkeit. Zahlreiche Bildstöcke findet man hier und dort. Vielleicht können sie als gemeinsame Signatur dieser Frömmigkeitslandschaften gelten (Abbildung 2). Für



Pestbildstock bei Pelosi
(Campofontana – XIII Gemeinden)

Franken sind vor allem die Arbeiten zu nennen, die unter Prof. Dr. Josef Dünninger, Emeritus Ordinarius für Volkskunde in Würzburg, geschrieben worden sind. Wissenschaftliche Analyse war nicht das einzige Ziel dieser Untersuchungen, sondern vor allem auch die Inventarisierung. Eine wichtige Publikation über Bildstöcke im Gebiet der „Dreizehn Gemeinden“, ebenfalls als Inventar gedacht, hatte freilich die böse Folge, als „Leitfaden“ für Bildstockdiebe zu dienen: zahlreiche „Capitelli“ wurden ihrer Figuren und Reliefs beraubt. Eine kleine Sammlung verbliebener Denkmäler der historischen Volksfrömmigkeit kann man aber noch im Cimbermuseum von Giazza, sowie im Pfarrhaus und Pfarrgarten von San Bortolo (alt: San Bartolomeo Tedesco) besichtigen.

Wie sehr auch das Dekor und bildhafte Relief zur Regionaltypik der Frömmigkeitsformen gehört, wurde uns auf dem Friedhof von Campofontana („Ute Funtàn“) deutlich: Viele Grabsteine zierte die Halbplastik eines herabhängenden, „trauernden“ Zweiges von Goldregen. (Abbildungen 3 und 4). Handelt es sich dabei um ein nur örtliches Ziermotiv aus der Schule eines Steinmetzen, um bloß vegetative Symbolik (vgl. „Trauerweide“, „Trauerbuche“) oder bestehen Verbindungen zum eher triumphalistischen Gebrauch des Goldregens in der Fronleichnamprozession? Gewiß aber nimmt beides bezug auf die Flora des Landes selbst, die im Frühjahr (zur Zeit unserer Exkursion) unübersehbar vom Goldregen beherrscht wird.

Eine weitere und eng mit der Bildstockarchitektur verknüpfte Gemeinsamkeit beider Regionen ist das Wallfahrtswesen. Es erfährt bei uns gerade eine Renaissance. Der Besuch von Walldürn oder Vierzeheiligen oder des Würzburger Käppele in Franken, um nur einige Gnadenorte zu nennen, ist dabei längst nicht mehr nur Domäne „älterer Jahrgänge“. Motivbilder junger Menschen zeugen von Problemen, zu deren Bewältigung nicht mehr genügend politisch-reale Hilfe gefunden wird: Kummer mit den Lieben, Lernschwierigkeiten, Lehrstellenmangel, Rauschgiftprobleme, sind Nöte, die häufig am Wallfahrtsort artikuliert erscheinen.

Im Cimberland besuchten wir den Gnadenort auf dem Monte Berico. Hierher pilgerten unter anderem auch die Bewohner der „Sieben Ge-



Campofontana (XIII Gemeinden)
Grabstein mit Goldregenmotiv

meinden“. Die Wallfahrtsage dieses marianischen Gnadenortes berichtet:

„Im frühen 15. Jahrhundert herrschte in Vicenza eine von Soldaten eingeschleppte Pestseuche. Im Zustand allgemeiner Hoffnungslosigkeit erschien am 7. März 1426 die Jungfrau Maria einer frommen Greisin namens Vincenza Passini. Maria verhiess der Rückgang der Seuche, sofern ihr hier ein Heiligtum errichtet würde. Die alte Frau machte das himmlische Anliegen publik, doch wurde ihr kein Glaube geschenkt. Die Pest grassierte weiter. Als 1428 Maria abermals der Frau erschienen war und die sich erneut an den Rat der Stadt wandte, wurde ihr Gehör geschenkt: Man baute die Kirche, Wunder geschahen, die Pest hörte auf, die Wallfahrt begann“.

Die Elemente erfolgreicher Wallfahrtsgründungen – ein visionärer Mensch, eine himmlische Erscheinung, die Forderung eines Kirchenbaus, Mirakel, Wallfahrtszulauf – Josef Dünninger hat

das anhand der Vierzeheiligen-Legende exemplifiziert. Auch die Wallfahrt zum Monte Berico entspricht in ihrer Entstehungsgeschichte ganz diesen Grundzügen.

Im Kreuzgang der Wallfahrtskirche sind Ketten und Schmiedeteile aus Gefängnissen ausgestellt. (Abbildung 5). Solche „Hinterlassenschaften“ am Gnadenort sind nicht als „Votive“ aufzufassen. Als Gegenstände mit „Zeugnischarakter“ wurden sie niedergelegt, um eine durchlebte Notsituation und endliche Begnadigung durch den Wallfahrtspatron anzuzeigen. Krücken und Prothesen als Hinterlassenschaften haben eine gleiche promulgative Funktion.



Vicenza – Monte Berico (Schutzmantelmadonna)
Wallfahrergaben

Eine besondere Verehrung erfährt in früheren Jahrhunderten San Rocco (Hl. Rochus). Er galt neben dem heiligen Sebastian als hilfreicher Pestpatron. Eine kleine Kapelle, talwärts in den Wiesen bei Campofontana – eine der ältesten



Campofontana (XIII Gemeinden)
St. Georgs-Kirchlein mit altem Kirchweg

Kirchen der „Sieben und Dreizehn Gemeinden“ (um 1400) – ist ihm geweiht. (Abbildung 6). Eine Pestsäule abseits und zahlreiche Votivtafeln zeugen noch von der Bedeutung dieses Nothelfers.

Für die Vergangenheit faßbar wie auch im gegenwärtigen religiösen Leben präsent ist Sant' Antonio, der Eremit („Säutoni“, wie der Bayer, „Fackentoni“, wie die Tiroler ihn aufgrund des Schweineattributs nennen). Im Rathaus von Marostica, dem Castello Inferiore, stellt ein Säulenfresko den Heiligen mit Stab dar. Auch in der kleinen Kirche San Martino (außerhalb der Stadtgrenzen von Schio) erscheint er innerhalb einer Freskenfolge. Einfache Antoniusbilder (Abbildung 7) sind an die Deckenbalken („pörne“) der Viehställe geheftet und bezeugen das Viehpatronat des Heiligen. Im Wohnhaus der Käser auf der Alm Manazzo di Sotto ist ein Antoniusdruck mit einem Hufeisen als „Lanklünle“ (= Heiligenbildchen zu „Ikone“) im Flur angebracht. Die Darstellungen des Viehheiligen werden – so die Auskünfte eines Bauern aus Campanella bei Gallio – von wandernden Franziskanermönchen für ein Almosen unter die bäuerliche Bevölkerung verteilt.

Bei einigen Stallbildern handelt es sich offensichtlich aber nicht um Antonius Eremita, sondern um Antonius von Padua, dessen intensive

Verehrung eine Fülle von Kirchengemälden bezeugt. Leider sind unsere Fotoaufnahmen nichts geworden, so daß wir es von hier aus nicht verifizieren können. Trifft unsere Vermutung allerdings zu, so haben wir es mit einem interessanten Fall von Patronatswechsel zu tun, insofern als das Viehpatronat des Wüstenvaters in den Umkreis des Sant' Antonio di Padova gewandert ist. Für die weitere Verbreitung seiner Verehrung sprechen neben den Darstellungen im Gebiet der „Sieben und Dreizehn Gemeinden“ Figuren des Heiligen Antonius in so entfernten Gegenden wie in Franken (als Hausfigur in Würzburg, in Escherrndorf und öfter) oder dem Komitat Veszprem in Ungarn. Hier erscheint der Heilige in kleinen Gipsfiguren im Heiligenwinkel von Bauernhäusern in Bakonybél.

Die Verbreitung solcher Antoniusverehrung zu verfolgen, wäre sicherlich eine reizvolle Aufgabe für die religiöse Volkskunde. Sie könnte an antonianischen Forschungen der Religionswissenschaft anknüpfen, die zur Zeit eine Blüte erleben. Vor derart raumgreifenden Darstellungen wäre allerdings eine sorgfältige Aufnahme und Analyse innerhalb je deutlich umrissener Kultur- und Frömmigkeitslandschaften vonnöten, etwa hier in den „Sieben und Dreizehn Gemeinden“.

Unsere Kenntnisse ländlicher und landesüblicher Architektur zu erweitern hatten wir Gelegen-



Campanella bei Gallio (VII Gemeinden)
Stallbild des Heiligen Antonius

heit im Cimbrischen Kulturinstitut Agostino dal Pozzo in Roana. Anhand des dort ausgestellten Bauernhausmodells (Ronar, Asiago, im I. Weltkrieg zerstört) wurde uns die traditionelle bäuerliche Bauweise erläutert. Es handelt sich um ein Feuerhaus (vöar-haus), also ein Haus ohne Kamin (khemming). Die Feuerstelle der Küche (khoch-haus) im ersten Stock war ein Herd (heart), dessen Funktion nur im Kochen, nicht im Heizen bestand. Die Kammern (khammarn) liegen im Obergeschoß unter dem Dach (zweiter Stock). Eine Stube (stuuba) fehlt. Der Heuboden (dilla) im ersten Stock hat eine eigene Auffahrt. Zur ebenen Erde befinden sich Kuh- und Schweineställe (khua-stall – sbain-stall). Im Winter traf sich auch die Hausgemeinschaft im Kuhstall, um hier – bei „animalischer Wärme“ – zu spinnen. Das erinnert uns an die fränkischen „Spinnstuben“. Hier wurde wie in den vergleichbaren cimbrischen „Spinnställen“ (filò) zugleich gesungen und erzählt. Viele Aufzeichnungen von Liedern und Erzählungen stammen aus diesem Milieu.

In Bauernhausseminaren zu Hause hatten wir schon viel von der „langobardischen Hängesäule“ gehört. Die ältere Hausforschung sah in ihr ein „Leitfossil“ zur langobardischen Siedlungsphase hinab (zu Unrecht wie man heute weiß). So waren wir denn auf der Suche nach diesem Konstruktionsprinzip des Dachstuhls in den alten deutschen Gemeinden Italiens. Wir fanden sie an der Holzbrücke des Palladio in Bassano, an der Dachkonstruktion einer Schule in Mezzaselva (Mitteballe) und eines ehemaligen Schafstalles auf der Alm Manazzo di Sotto über dem Ghertele (Abbildungen 8 und 9).

Aber, wie erwähnt, nicht von den alten Langobarden stammt das Konstruktionsprinzip, sondern aus der mittelalterlichen Domarchitektur: „Der Gedanke des durch das Dachwerk selbst gehaltenen, abgehängten Balken ist bereits im mittelalterlichen Dachstuhlbau großer Kirchen ausgebildet worden“. Die Zimmerungstechnik stammt mit hoher Wahrscheinlichkeit aus der Rheinebene mit ihrer Vielzahl großer Kirchen. Hier gab es bereits im Mittelalter „Ingenieurschulen“, denen eine solche Erfindung wohl zuzutrauen ist. Dabei sind allerdings Einflüsse der lombardischen Bauhütten, beispielsweise von Como, nicht auszuschließen, die bis ins Rheinland ausstrahlten.



„Manazzo-Alm“ bei der Cima Larice
(VII Gemeinden)
Dachkonstruktion mit Hängebalken

Vor allem fanden auch überlieferte Formen und Techniken der Alm- und Landwirtschaft unser Interesse: Anlagen von Viehtränken mit einem Untergrund aus Buchenlaub und Heidekraut, die sogenannten „laaben“ in den Sieben Gemeinden oder „hulban“ in den Dreizehn Gemeinden, die „Heubirnen“ (dristen), „Fallschober“ (schoobar) und „Leintücher“ (lailachar) zum Heutransport. Einfache „Heuschober“, von denen das Heu mit Spezialmessern (hööbe-messar) abgestochen wurde, konnten wir studieren (Abbildung 10) oder den Aufbau von „Heulegen“ (Abbildungen 11 – 14) beobachten. Heu- und Graswirtschaft wurde so vom regionalen Befund im Gelände selbst zum ergologischen Zentralthema unserer Studienwoche.

Wir konnten auch sehen, daß die Wirtschaftsweisen nun aber von der Mobilität des Kraftwagens verändert werden, die beispielsweise der Almwirtschaft andere Formen aufprägt: Die ganzjährige Bewirtschaftung der Almen ist aufge-



Heubirne und strohgedeckte Feldscheune (Téitsche)



San Lucca di Marostica (VII Gemeinden)
(Contrade annesse)
Heugerüst im Freien (Al-Schoobar)



Santa Caterina di Lusiana (VII Gemeinden)
Zum Abtransport gefüllte Heutücher
(= Lailach, Lailachar n.)



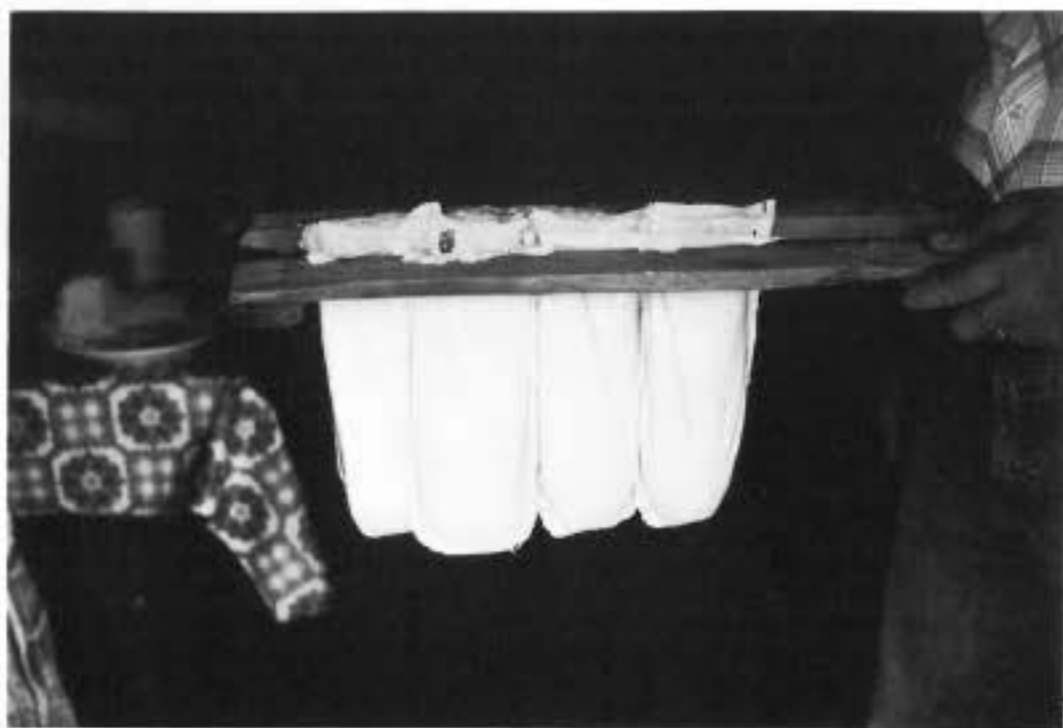
„Röste-Alm“ bei Velo (XIII Gemeinden)

Wirtschaftsgebäude mit Weideabgrenzungen in Stein



„Röste-Alm“ bei Velo (XIII Gemeinden)

aufgelassener Hausgarten mit Schwarz-Weiß-Vieh



Weiler „Pelosi“ bei Campofontana (XIII Gemeinden)
(Haltzane gòaz tze trukhan in puwal“)

Zigerständer mit Molkekäsesäckchen

geben worden. Die jetzt übliche Sommerbeweidung hat eine Restriktion in der Gebäudenutzung zur Folge. Früher bedingte dagegen die Winterbevorratung und die damit verbundene starke Arbeitsintensität, sowie der Zwang zur Selbstversorgung – die nächsten Ansiedlungen lagen weit unten im Tal – einen umfangreichen Gebäudekomplex. So hat auf der Alm „Malga Röste“ (bei Velo in den Dreizehn Gemeinden) der Viehtrieb im Spätsommer die einst notwendige Heueinlagerung überflüssig gemacht; daß zu diesem Zweck früher über dem Viehstall ein Zwischenboden eingezogen war, erkennt man an der außen zugemauerten giebelseitigen Toreinfahrt, die über eine aufgeschüttete Rampe erreicht wird. Die ehemals zur Verarbeitung der Milch notwendigen Gebäude stehen heute leer (Abbildung 15 und 16): die Käserei, der Schweinestall (die Molke wurde verflüttert), die Arbeitsunterkünfte. Die problemlose Versorgung der Alm mit allen Lebensmitteln macht schließlich auch noch den Bauerngarten überflüssig. Nur noch Reste davon sind auf der „Malga Röste“ erkennbar geblieben (Abbildung 17).

Vom Strukturwandel unberührt blieb das äußere Erscheinungsbild der baulichen Anlage. Die Dächer sind in traditioneller Weise mit großen Kalksteinplatten aus Steinbrüchen der Umgebung gedeckt. Andernorts haben Asbestzement oder besonders häßliche, verzinkte Bleche den Kalkstein als Bedachungsmaterial längst abgelöst. Bei baulichen Veränderungen aller Art ist der Austausch bodenständiger Materialien gegen eine Vielfalt moderner Baustoffe die Regel. Die „Malga Röste“ hat ihr ursprüngliches Aussehen bewahrt und läßt inmitten unverbauter Natur nichts von der starken Zersiedelung ahnen, die in den Tälern bedrohliche Ausmaße zeigt.

Wie sah das frühere Funktionsgefüge solcher Almen aus, wie ihre Einbindung in den regionalen Kontext? Woher bezogen sie ihre Arbeitsgeräte? Wie war das Verhältnis von Bauern und Nichtbauern; In welchem Ansehen standen z. B. die Hausierer? Viele Fragen möglicher ethnologischer Forschung im Land der Cimberr.

Ein Besuch in Lusern schloß unsere Exkursion ab. Das wechselvolle Schicksal dieses Dorfes –

mehrmalige Zerstörung und zweimalige Vertreibung seiner Bewohner – hat seine Spuren hinterlassen, sichtbar an den Gebäuden, unsichtbar in den Herzen. Die Leiden einer ethnischen Minderheit, zwischen politischen und militärischen Fronten stets in Gefahr zerrieben zu werden, versuchte eine ältere Frau zu artikulieren: „Als Deutsche muß man vergessen. Ich kann mich nicht mehr an die Vergangenheit erinnern. Wir haben genug geschafft in unserem Leben, jetzt sind die Jungen dran“.

Daß wir eine lehrreiche Exkursion voller stets neuer Einblicke und Eindrücke erleben konnten, verdanken wir nicht zuletzt Herrn Hugo Resch vom Cimberr-Kuratorium; besonders aber auch der Gastfreundschaft „unseres“ Bürgermeisters Gelmino Pelosi von der Cimberrgemeinde Selva di Progno. Wein und Quark (puina) (Abbildung 18) im stillen Weiler von Pelosi wurde uns Ausdruck dieser herzlichen Gastlichkeit.



Santa Caterina di Lusiana (VII Gemeinden)
„Heubirne“ (Drüsta)

Karin Baumann, Josef Härig, Reinhold Hofmann, Birgit Jauernig, Ruth Kilian, Gerhard Layer, Harald Mott, Petra Neuberger, Jutta Schmitt, Julius Schwarz, Joachim Seidel, Birgit Unger, Albrecht Wald



Campofontana (XIII Gemeinden)

Bauerngehöft

Smékhar-hungar

- Bas bar lemman:** An littarn milch
Drai stükken (300 grammen) héertes práat
Acht gahoifte löffele (200 grammen) tziikkarn
's baisse un 's ghéele von tzbéen ójarn
An mintzig saltz
Tzégan khlóane mandel-tzeltlen
An pissle gamaalane kanéllen
An glésale prampen, korjác odar an andarar líkóar,
bia 's gavallet
An löffel héntighen schokkolatten
An tokken smaltz von hundart grammen tzorlöönt
Eppasen vomme oliven-ööle odar nuss-ööle
- Bia bar tüünan:** Über alles ditzan trukhane gapléttarach, ba ha-bar
galét inn in an baita schüssla, schütta bar drau in
littarn milch un lassan 's bóachan vor an paar óarn.
Dénne mische bar 's memme höltzarne löffele fintz
alles khimmet linne hía de pulta.
- Bas bar sünsaran:** Vüff öpfele gasnitzelt
Drai hentfale trukhane baimarn
An méssar-spitz bével in pulvar
Baisses méel ganúug tzo machen alles net tzo-viil
linne (jüsto viar löffelen)
- Bia tüü-bar déenne:** Bénne alles ist gúut gamischet, léga bar 's in an
pfanna bóol gabérmet, gasalpet met smaltz un bo-
stóopet met an mintzig gamaalan práat un lassan 's
khochan inn in óoven vor an óar.
Bar lassan 's khüülan abe un bostóopan 's met
tziikkarn. 's khimmet ghesset bénne 's ist laabe.
(Ribalar-Stuuba, Robáan)

Art-andare müütare un vóetare,
lasset net ghéenan d'óarn khindar
au in de Hóoga-Stéela;
se ghéent au in tzbéen,
khemment abar in drai,
asó lasset se net ghéenan au da!

Ihr anderen Mütter und Väter,
laßt Euere Kinder nicht gehen
hinauf in die Hohe Wand;
sie gehen in zweien hinauf,
kommen in dreien herab,
also laßt sie da nicht hinaufgehen!

Igino Rebeschint, April 1983

„Hungerschmecker“

- Was wir nehmen:** Einen Liter Milch
Drei Stücke (300 Gramm) hartes Brot
Acht gehäufte Löffel (200 Gramm) Zucker
Das Weiße und das Gelbe von zwei Eiern
Ein wenig Salz
Zehn kleine Mandelplätzchen
Ein bißchen gemahlener Zimt
Ein Gläschen Brantwein, Cognac oder anderen Likör,
wie es gefällt
Einen Löffel geriebene bittere Schokolade
Ein Stück Butter von 100 Gramm, zerlassen
Etwas Olivenöl oder Nußöl
- Wie wir es machen:** Über all diese trockenen Zutaten, die wir in eine weite Schüssel
gegeben haben, schütten wir einen Liter Milch und lassen es ein
paar Stunden einweichen. Dann vermischen wir es mit einem
hölzernen Kochlöffel, bis alles weich wie Polentabrei wird.
- Was wir hinzuffügen:** Fünf geschnittelte Äpfel
Drei Handvoll trockene Trauben (Sultaninen)
Eine Messerspitze Backpulver
Etwas Weizenmehl, genug um alles nicht zu weich zu machen (just
vier Löffel)
- Wie wir es dann tun:** Wenn alles gut gemischt ist, geben wir es in eine gut gewärmte
Bratreine, die mit Butter geschmiert und mit etwas Semmelbröseln
bestäubt ist und lassen es eine Stunde im Ofen backen.
Wir lassen es abkühlen und bestäuben es mit Zucker. Es wird
lauwarm gegessen.

(Hotel Amicizia, Roana)

 Bayerischer
Rundfunk
Fernsehen

DIE CIMBERN Altbairische Sprachinseln in Oberitalien

Ein Film von Hans-Dieter Hartl

Mitarbeit: Hugo F. Resch
Redaktion: Friedrich Mager

Mittwoch, 16. Februar 1983, 16.15 - 17.00 Uhr, ARD-Programm

„Besuch bei den Deutschen der Berge von Ober-Italien“

Am 14. September 1833, einem sonnigen Sonnabend nach Tisch, nahm Schmeller, wie er seinem Tagebuch anvertraut, mit Freund Stölzl den Wanderstab, nämlich den Regenschirm, zur Hand, um über Schäftlarn und Wolfratshausen den Alpen entgegen zu wandern mit dem Ziel, die Deutschen der Berge von Oberitalien zu besuchen. Empfehlungsbriefe von Schelling, u. a. an den Präsidenten des Innsbrucker Appellationsgerichtes, den aus Aldein gebürtigen De Pauli, der sich ungemein für sein Vorhaben interessierte, öffneten Schmeller den Weg. Er erhielt Geleitschreiben an den Grafen Benedetto Giovanelli, der Podestà in Trient war und an den Dechant Tecini von Pergine. Professor Schottky, ein Tischgenosse im Gasthof Adler, brachte die Jahrgänge 1821 des „Tirolerboten“, wo sich auf den Seiten 216 und 220, und 1822, wo sich auf Pagina 116, 120, 124, 128, 136 und 140 Notizen über die „deutschen Colonien in Italien“ finden.

Am 20. September 1833 ging es mit dem Einspänner über den Brenner nach Bozen; Schmeller erlebte bei Oberau den Bau der neuen Franzensfeste und besuchte in Bozen den Mercantilkanzler Joseph von Giovanelli, für den er ein Billet Görres' hatte. Giovanelli gab ihm einen Empfehlungsbrief an den Provicario Kanonikus Freinademetz in Trient (aus Badia gebürtig) mit, der ihm überaus nützlich geworden ist.

In Trient traf Schmeller am Morgen des 24. September den Podestà Conte Benedetto Giovanelli noch zu Bette, aber schon mit Ausfertigungen seines Amtes und mit Leuten beschäftigt, die kamen und gingen. Er gab ihm eine eigene Abhandlung über den Gegenstand „Dell'origine dei Sette e Tredici Comuni e d'altre popolazioni alemanne abitanti fra l'Adige e la Brenta nel Trentino, nel Veronese e nel Vicentino“, die 1826 in Trient erschienen war. Mit Schmeller belächelte der Autor das alte gelehrte Märchen von den Cimbern, setzte jedoch nach eigener Meinung diese Bevölkerung noch weit genug, nämlich in die Regierung des ostgotischen Königs Dietrich von Bern, also um 493, hinauf. Schmeller bemerkte, ob dieser Bevölkerung ein so hohes Alter

zuzugestehen ist, darüber werde wohl der jetzige Stand ihrer Sprache und ihr Verhältnis zu den in Deutschland vorkommenden früheren oder späteren Dialekten Aufschluß geben müssen. Graf Giovanelli, eine lange, schwächliche, schwarzbraune freundliche Gestalt, machte Schmeller mit dem Trientiner Buchhändler Alessandro Volpi bekannt, der sich anbot, ihn auf den nächsten Tagen nach Pergine, Levico und Brancafora zu begleiten, zusammen mit Förderbriefen des Provicar Freinademetz an die Arcipreti von Levico und Brancafora, eine wesentliche Erleichterung der kommenden Excursion.

Über Umwege wurde am 25. September das freundliche Pergine erreicht, wo der Erzpriester Tecini, der De Pauli's Empfehlungsschreiben erhielt, nicht säumte, für einen alten ihm bekannten Mann aus einem der Bergtäler und Dörfer im Norden von Pergine, wo noch deutschsprechende sogenannte „Mochini“ sind, zu sorgen. Dieser, ein Bärtol Bèba' va^o Fal-Zurk (= Vignola) kam nach einem kurzen Besuch im Pfarrhaus abends in den Gasthof. Schmeller examinierte ihn nach den in den Mundarten Bayerns aufgeführten Aussprach-Analogien bis Mitternacht. „Er wurde der Fragen und des Weines so satt“, schreibt Schmeller, „daß er froh war, wegzukommen, sich auch zu keiner Session auf morgen verstehen wollte“.

Die Tage in Pergine blieben ergebnislos. Am nächsten Morgen wurde eine von Volpi auf der Straße aufgegriffene Mochena mit ihrem geschämigen Töchterlein, Domenica Houffer va^o Florötz, ausgefragt. Durch den Besuch bei Honoratior De Gèntili erfuhr Schmeller von der Handschrift „Simonis Petri de Bartholomeis J. C. Perginensis de orientaliu Tirolensium praecipue Alpinorum originibus Libellus, cui additus in fine dialectuum quibus Alpini utuntur Catalogus“, die im Auszug in Hormayr's Geschichte von Tyrol abgedruckt ist. Die darin erwähnte Originalurkunde, die 1166 im damaligen Deutsch vom Pfarrer und Notar Lindrick zu Persen geschrieben wurde, fand sich weder im Archiv des Pfarramtes noch des Landgerichts. Dafür wurde

eine zufällig im Gericht anwesende Mochina aus Gerait (Frassilongo), Leana van Holtzerhof, examiniert.

Durch ein Tal, wo Quarz gebrochen wird, zwischen Weideplätzen, die „Visci“ (= Wiesen?) genannt wurden, vorbei am gleichnamigen See ging es am 27. September nach Levico. Don Bartolomeo Vivaldi, der Arciprete, ein junger Lebermann, an dem Schmeller einen Brief von Freinademetz hatte, wußte selber wenig dienliches, begleitete den bayerischen Sprachforscher aber auf Borgo zu, wo sie der betagte Parroco Giovanni Limana, Besitzer einer „artigen Bibliothek“ recht freundlich empfing und Schmeller die Kopic der Parabel vom verlorenen Sohn in der Sprache von Roncegno gab, die als Sprachvergleich im Jahre 1810 an den kommandierenden französischen General Baraguay d'Hilliers hatte eingesandt werden müssen. „Es ist hier die Meinung“, registriert Schmeller, „daß das austerbende Deutsch in den nördlichen Seitentälern der Val Sugana von deutschen Bergknappen herrühre, wie deren noch jetzt aus Schwaz etc. kämen, um in den Vitriolbergwerken, Köhlereien und so weiter zu arbeiten.“ Im Wirtshaus zu Levico hörte Schmeller dann erstmals zu Mittag mehrere Männer aus Lavarone, die ihren deutschen Dialekt sprachen.

Kommenden Tags wurde bei Levico die Brenta überschritten. Im Regen stieg Schmeller wohl zwei Stunden lang die Bergstraße hinan, die die Gemeinden Galdonazzo und Lavarone um 6000 Gulden gemeinsam ausgebaut hatten, sah zurück in das weite Suganertal und hinein in die wilden Schluchten der Centa, war froh, im Wirtshaus bei der Kirche von Lavarone unter Dach und an den wärmenden Herd zu kommen. Gleich wurde für Gäste gesorgt, die in Bezug auf ihre Sprache, Slambrott oder Slapero, wie sie es selbst nennen, ausgefragt werden konnten. Kinder und jüngere Leute wissen nichts mehr vom Deutschen, stellte Schmeller beklagend fest, Schuld hauptsächlich der Seelenhirten, die zum Teil nicht mehr absolvieren wollen, wenn einer nicht welsch gebeichtet hatte.

In Folgaria werde im östlichen Teile auch noch von jungen Leuten deutsch gesprochen, erzählte man Schmeller, und es sei dort ein alter deutscher Priester zur Aushilfe vorhanden. In Luserna sei alles deutsch.



„Manazzo-Alm“ bei der Cima Larice (VII Gemeinden)
Alter Schafstall mit Holzschindeldach

Der Besucher aus Bayern hielt sich über die Sprache von Lavarone hauptsächlich an den 68jährigen Giacomo Bertoldi. Obschon es regnete und der Weg abscheulich war, schien es der Mühe wert, nach dem ein halb Stündchen entfernten Maso Lunghi oder „ga Lunger“ zur „Barbona“ zu gehen. Die Alte wußte noch allerlei ziemlich nach ehemaligen hochdeutschen Pfarrern klingende Gebete und fromme Sprüche. Als Begleiter Volpi sehr zur Unzeit fragte, was Barba auf Slapero heiße, entfernte sie sich und kam nicht wieder zum Vorschein. Auf dem Rückweg machte man noch einen Sprung hinauf zum Curato, der selbst aus den VII Comuni gebürtig, den folgenden Morgen um zwei Uhr nach Assiago aufzubrechen vorhatte, um auf dem dortigen Markt Schweine zu kaufen. Schmeller verging über dem Heimweg die anfängliche Lust, die nächtliche Reise im Regen über Stock und Stein mitzumachen, zumal seine Stiefel vom gestrigen Wege sehr gelitten hatten.

Am 30. September, einem Montag, ging es bei wieder schönem Wetter am ehemaligen Grenz-Mautamt und einem Wasserfall des Kovelbachs vorbei hinunter in das tiefe Tal des Astego, der die

Berge Tyrols von den Vicentinischen scheidet. Es lag voll von „kanètl“, niedergestürzten Fels-trümmern. An einer Stelle liegen drei derselben aneinander als Grenzpunkt der Diözesen von Trient, Padua und Vicenza bezeichnet. Man zeigte und nannte den Wanderern die Orte Case nuove (De náugn Háusar) Laste basse (ga nidaran Platten), Giaconi (Jegún), Ca rotta (Carutta), Ai Ciechi (Gan Siegem), Ai Longhi (Gan Rússem), die Brücke Gorgo Santo, Ai Scalzeri (gan Skelzern).

In Carotta kehrten Schmeller und Volpi ein. Auch hier wurde von älteren Personen, ja noch von Kindern Deutsch gesprochen. Der Wirt hatte seine Freude daran, Schmeller die Dinge in Haus und Stall auf Deutsch zu benennen. Besonders wurde er auf „de Prechl vo⁸ Proet“ aufmerksam, mit der hier das Brot gewirkt wurde. Ai Ciechi unterhielt sich Schmeller auf deutsch mit mehreren alten Mütterchen. Der dreizehnjährige Knabe Lorenzo Longhi, der – ebenso wie das Mädchen Angelina Astegher – ganz geläufig deutsch sprach, begleitete sie nach Brancafora in die Canonica. Den Astego nennen die Leute hier „Aschte“, registriert Schmeller. Ein Bergbach der Gegend heißt Weißbrunnen, ein anderer Schwarzbrunnen.

Den Pfarrer von Brancafora, Don Giovanni Eccheli, traf man über dem Mittagessen mit dem alten gemütlichen Curato von Casotto, Don Mateo Dal Pozzo, der aus Rotzo gebürtig war. Pfarrer Eccheli gab Schmeller Briefe an den Pfarrer in Roana, Don Tendello, an Don Bartolomeo Cristiani, Arciprete in Asiago und an Bernardo Stefani in Enego.

Don Mateo's Weg nach Hause durch das wilde trümmervolle Astegotal war auch der von Schmeller und Volpi. In der Osteria von Casotto, wo übrigens nichts Deutsches mehr gehört wird, traf man Giovanni Rossati, einen jungen Mediziner aus Padua, dem Schmellers Suchen nach dem Hauptaltertum der Gegend, der deutschen Sprache, gefiel. Mehrere, die da tranken, sprachen deutsch, waren Gäste aus den Sette Comuni, unter andern ein kräftiger, gedrungener sinniger Alter, der Capo-comune Antonio Slaviero von Rotzo. Sie boten an, mit ihnen zu gehen. Auch Don Mateo und der junge Doktor begleiteten die Gruppe über die Tora, einen Bergbach, der auch auf der linken Seite des Astego Tirol von Italien



Pestbildstock an der Straße nach Bolea (San Bartolo – XIII Gemeinden)

scheidet, bis hinauf nach San Pietro di Val d'Astego oder Pedemonte, wo man zu guterletzt beim Pfarrer einkehrte. Auch hier nichts Deutsches mehr. Als die Gäste kamen, wurde frischer, vielleicht noch besserer Wein nachgetragen und auf das altertümliche Deutsch der Sieben Berge angestoßen. Fast hätte dabei der Capo Antonio etwas zuviel bekommen. Es ging nun mit einbrechender Nacht auf einem Saumweg wohl zwei Stunden aufwärts nach Rotzo, einer und zwar der ältesten der Sieben Gemeinden. Capo Antonio verkehrte lebhaft mit einem Landsmann, wohl einem Weber, der sich wohlmeinend als nüchternen Führer angeschlossen. Die Sprache war bald wälsch, bald – zu Schmellers größter Freude – ein unangefragtes freies frankes Deutsch in vollständigen Sätzen, die der Bayer jedoch nur teilweise begriff. Als sie die Hochebene erreichten, der Vollmond ihnen in seinem ganzen Glanze entgegen schien, und Capo Antonio ausrief: „Der Mano leuchtet aso hüpesch“, war Schmeller, als sei er hinaufgestiegen in das Land und in die Zeit

der Minnesinger, ja in die der Notker und Otfride.

In der ersten Contrada (Castelletto, „ga Purg“ mit Spuren einer ehemals hier gestandenen Burg auf der nahen Anhöhe, die ins Astegotal niedergesehen hat) zeigte Capo Antonio auf ein Haus, das die Geburtsstätte des Augustin dal Pozzo, des Geschichtsschreibers der Sette Comuni, sei. „Davor muß man den Hut abziehen“ sagte Schmeller und tat es. Volpi aber meinte „da muß man hineingehen!“ So stiegen sie die Treppe hinan. Ansprechende Gesichter, alte und junge, männliche und weibliche, saßen um den lodernen Herd. Auf die Frage, ob vom seligen Don Augustin noch Bücher oder Papiere vorhanden, brachte der Hausvater aus einer besonderen Truhe so viel seine Arme zu fassen vermochten. Auf die weitere Frage, ob es vergönnt sei, einige Stücke zu kopieren oder zu excerptieren, wurde mit ja geantwortet. Auch der Antrag, gleich im Haus bleiben zu können, wurde bewilligt und so waren Schmeller und Volpi, der cimbrisch Vuksch genannt wurde, Gast bei Augustin Dal Pozzo Prunner, der als Gemälde von der Wand freundlich niedersah. Am Abend kam noch Don Cristiano Bonomo, Arciprete von Rotzo, ein langer magerer gutmütiger Mann von circa 50 Jahren, gebürtig aus Bosco bei Asiago.

Unter Don Augustins Papieren zog Schmeller vor allem eine Abschrift an, die er von einer Grammatik der Sette Comuni Sprache des Dr. Gerardo Slaviero genommen. (Das Original sah er später in Besitz des Pfarrers zu Roana, Don Giangiacomo Tondello). Er las sie durch und suchte sie mündlich an dem ältesten Sohn des Hauses, noch lieber und glücklicher aber an der ältesten Tochter Dorina zu prüfen und zu ergänzen. Ein jüngerer Sohn, Nicolò Antonio (Dal Pozzo Prunner, Schuler von der drai Schul von Grammatiken von Padobe) und einige andere Töchter kamen minder in Schmeller's Bereich. Die Hausfrau war ein wackeres verständiges Weib, aus Lavarone gebürtig, die erst nach ihrer Verheiratung die Sprache der Sieben Gemeinden, die sie ganz rein und geläufig spricht, sich angeeignet hat. Mittags aßen die Gäste, in zahlreicher Gesellschaft von Pfarrer und Kuraten und Abbat, bei Arciprete Bonomo. Auf der schönen, mit Maulbeerbäumen bepflanzten Landstraße, die die Gemeinde Rotzo gebaut hat und die einer großen Stadt Ehre machen würde, begleitete sie

der größte Teil der Tischgesellschaft, alle mit Ausnahme eines einzigen, aus Tonezza (Tonetsch) stammenden Stockwälschen das Deutsch der Sette Comuni sprechend, nach Haus.

Vier Tage hielt sich Schmeller im Hause von Dal Pozzo auf, verbrachte die Vormittage mit dem älteren Dal Pozzo Sohn und mit Dorina sprachforschend zu und war mit Volpi, dem Abbatino Nicolò und dessen Bruder dabei, verschiedene der Dal Pozzo'schen Papiere abzuschreiben oder zu excerptieren.

Am 3. Oktober 1833, einem Donnerstag, ging Schmeller mit Arciprete Bonomo, der aus dem Astegotal zurückkam „ga Rotz“ und sodann „gan Aspach“, wo vor zwei Tagen der junge Schuhmacher Domanichetto Marangoni nach kurzem Krankenlager gestorben war. Jetzt sollte er begraben werden. Wohl eine halbe Stunde lang, ehe die Geistlichkeit ankam, die die Leiche forttragen sollte, war diese, im offenen Sarge liegend, in einer Stube, in welche man durch das Fenster sehen konnte, der Gegenstand eines lauten, herzerreißenden „Gakhlagach“ der Hinterlassenen. Vater, Mutter und Schwestern des Gestorbenen (seine Frau lag krank in einer oberen Stube), letztere in ihre weißen Schleier gehüllt, legten sich, Hände ringend, über den Sarg hinein, jedes unermüdlich in Lobsprüchen über ihren Menichetto, in Bejammern seines unerwarteten Verlustes. Alles in deutscher Sprache und alles mit gewissen, fast musikalischen Kadenzten. Schmeller war zu Tränen gerührt, Volpi, sein schnurbärtiger Begleiter, entrüstet über diese unchristliche Sitte, diesen barbarischen Rest des Heidentums. Auf dem Wege zur Kirche, wohl eine halbe Stunde, war Stille. Als aber die Bahre, „iz Paur“, in der Kirche ausgesetzt war, um von der Geistlichkeit besungen zu werden, traten die Klagenden aus ihren Stühlen wieder um die Leiche her und mischten ihr deutsches Gejammer in der „Pfaffen“ lateinischen Gesang, bis von einer älteren Frau die eine nach der andern mit einer Art Gewalt vom Sarg weg und in die Stühle gebracht wurde.

Am Grabe endlich, als die Erdschollen niederrollten auf den nun ganz Entzogenen, erreichte das Wehklagen den höchsten Grad. Eine der Schwestern, schien es Schmeller, wollte sich hineinstürzen über den Bruder, um mit ihm bedeckt zu werden. „Ber nimmermehr hette geködt de bocha passirt, ehe heute möst ich Dich



Die Kirche von Roana im Jahr 1900

De khercha von Robiän imme jaare 1900

„Segen untar d'Erda!“ sagte der Vater. Die eine Schwester sagte zur Mutter: „O Mutter, bittán orrender Stund ist diser!“ und den übrigen in die Kirche nachgehend, die andere „O maïne libe prüdere alle péde!“, war doch der andere Bruder Christel früher als Soldat gestorben. Nach solchem Sfogamento heimgekehrt pflegten die Hinterlassenen bei einem gemeinsamen Mahl im Sterbehaus sich zu stärken und Mut zu sammeln zum Leben ohne den Verlorenen. Die Geistlichen des Kondukts begleiteten Schmeller nach Castelletto, wo er sich abends am Herde vom Abbatino Nicolò einen Teil des vom Arciprete Bonomo zum Geschenk erhaltenen Catechismo me Gaprecht vun Siben Perghen viva voce vorlesen ließ.

Am nächsten Tag packte Volpi die erworbene kleine Bibliothek ins Schnupftuch und man nahm Abschied von dem Hause Dal Pozzo Prunner, das vier Nächte so freundlich Herberge gewährt hatte. In Rotzo schloß sich der Arciprete, der nach Gallio zu gehen vorhatte, Schmeller an. Die schöne Straße hörte mit dem „Camaun vun Rotz“ auf. In Mezza Selva (Mitteballe das heißt Mittelwalde) kostete man im Vorübergehen bei einer Verwandten Bonomos ein paar gesottene Patate,

die erst seit 30 Jahren hier bekannt waren. Jetzt machen sie neben den Kapütschen, Sörkh, Kinkel, Pfraumen und Sleghe die Hauptfrüchte der Siben Camäun aus, stellte Schmeller fest.

In Roana oder Robiän zeigte der Pfarrer Giangiacomo Tondello die Originalhandschrift der Grammatik des Gilberto Slaviero, die er als dessen Erbe von weiblicher Seite erlangt hat. Die Gruppe stieg dann hinab in die wilde tiefe Val d'Assa, welche die Sette Comuni fast der Länge nach durchschneidet und über die, in der Richtung der fortzusetzenden schönen Straße von Rotzo, hier eine kühne Brücke projektiert ist. Nach Vormittag erreichten Schmeller und seine Freunde den Flecken Asiago (Sleghe) mit seinem schönen wie der von Rotzo freistehenden Campanile; Hauptort der Sette Comuni, früher der Sitz seiner Reggenza, jetzt eines Distretto oder einer Pretura der Provincia oder Delegazione de Vicenza.

Man kehrte zu Alle due Spade, dem Vaterhaus des Rigoni Stern, jetzt Comissario distrettuale in Padova. Unter anderen erhielt Schmeller das Haus des Akademikers Costa gezeigt, das der

Beata, der von Canove gebürtigen Nonne Giovanna Maria Bonomo. Mehrere Häuser sind mit Stroh gedeckt. Die Umgegend besteht meist aus Grasgründen.

Daß der Arciprete Bartolomeo Cristiani, an den ein Empfehlungsbrief abgegeben wurde, ein großer wohlgenährter vornehmer Lebemann mit einer Stentorstimme nicht viel fördern würde, merkte Schmeller bald. Der Pfarrer fragte, ob la Baviera auch dem Imperator d'Austria gehöre. Desto gefälliger und dienstfertiger erwies sich Don Giuseppe Bonomo, Rettore di San Rocco in Asiago, ein jüngerer Bruder unseres guten Arciprete von Rotzo, beide gebürtig im Colonello del Bosco (Ka Balle oder Am Wald), einem Weiler nördlich von Asiago. Nach Tisch begleitete Schmeller den Arciprete Bonomo vollends nach Gallio, wo das Deutsche ausgestorben ist. Als er wieder heimkam, hatte Rettore Bonomo ein ganzes Heft von Sonetti etc. in Sette-Comuni-Sprache gebracht, deren Erklärung und Kopierung den Gast aus Bayern bis tief in die Nacht beschäftigte.

Am nächsten Morgen wurde Schmeller durch Schüsse geweckt. Was bedeuten sie? Eine Hochzeit. „Wir hatten eine Beerdigung in den Sette Comuni gesehen“, schreibt er in sein Tagebuch, „wir wollten gerne nun auch etwas von einer Hochzeit sehen. Wir liefen hinauf an die Kirche. An der noch verschlossenen Türe wartend, hofften wir den Zug nicht zu verfehlen.“ Mit Schmeller warteten noch andere Leute, darunter ein schmucker Bursche vom Land, neben ihm ein nettes freundliches Mädchen in feinerem weißen Schleier. Schmeller fragte ihn neugierig: „Ba ist de Spusa?“ „Hia!“ antwortete er. Er selbst war der Bräutigam, sie die Braut. Die Copulation in der Kirche von Asiago, die oben keine andere Decke als die Hölzer des Dachstuhls hatte, wurde ganz lateinisch und italienisch vom wohlgenährten Arciprete selbst vorgenommen.

Beim Fortgehen der Getrauten wurde von einzelnen Burschen wieder aus übermäßig geladenen Pistolen geschossen. Sonst war bei der Sache nichts besonderes zu sehen. Und ins Hochzeitshaus selbst wurden Schmeller und sein Begleiter nicht geladen. Ihm fiel auf, daß die Weiber auf dem Wege zur Kirche, den „Rens“, den weißen Schleier, am Arm, den runden Filzhut auf dem Kopf trugen. In der Kirche aber legten sie den

Schleier auf und hielten den Hut in der Hand. Sie nahmen, wenn sie den Hut aufhaben, ihn wie die Männer zum Grüßen ab. Die Haare lassen sie vorne in Locken über die Stirne hängen.

Die ehemalige Casa comunale ist dormalen die Pfarrwohnung oder Canoniga. Unten im Hausgang stand bei Schmellers Besuch ein alter Schrank mit der Inschrift: „Hia saint de Brife von Siben Caméun“. Arciprete Bonomo, der von Gallio zurückgekommen war, machte, daß er geöffnet wurde. Allein er zeigte ein Chaos von bloß lateinischen und italienischen Akten, gedruckten Privilegien, Prozeßschriften, alles auf Papier. Nichts auf Pergament oder aus früheren als dem XVI. Jahrhundert. Eine andere noch von Dal Pozzo bemerkte Inschrift im Haus der ehemaligen Reggenza ist in Folge von Baureparaturen nicht mehr vorhanden.

Bonomo führte Schmeller dafür an das Haus No. 146, der Geburtsstätte des jetzigen Pfarrers von Laste Basse, wo, von 1795 her, unter einem Marienbilde zu lesen ist: „Baz d'Eva hat uz ganunt, in Dich habbar gavunt!“. Im Vorübergehen am Schulhause stiegen sie hinauf. Sie sahen und hörten, da es Vakanz war, nur die Samstag- lektion, die darin bestand, daß der Lehrer lateinische Gebet- und Glaubensformeln in singendem Tone vorsagte und sie ebenso nachsprechen ließ.

Arciprete Bonomo verließ seine neuen Freunde gegen Abend, um noch heim zu kommen nach Rotzo. Er und sein Bruder versprachen Schmeller, weiter zu machende Sammlungen von Sette-comuni-Wörtern etc. zuzusenden. Ein gemütlicher Mann auch der Bruder, der Schmeller vertraute, wie er in seinem Orte Bosco bis ins 15. Jahr bei ländlichen Arbeitern aufgewachsen, ohne weder lateinisch noch italienisch zu wissen.

Abends kam der Consigliere Pretore von Asiago, der hier geborene Giulio Cesare Vescovi, in die Gaststube. Er klagte über die Unbereitsamkeit seiner Landsleute, nach dem Vorgange der Gemeinde Rotzo, für rechte Landstraßen zu sorgen. Sie setzten sich dadurch der Gefahr aus, aufzuhören, ein eigener Distretto zu sein. Man denkt im Grunde noch viel daran, das kleine Bergländchen durch schwierige Zugänge von der übrigen Welt abgesondert zu erhalten, so wie man früher nicht einmal den Jesuiten eine Ansiedlung gestattet hat. Schmeller hatte auch Not gehabt, ein paar österreichische Zehnguldenbanknoten, die



Asiago - Die alte Sankt Rochus Kirche

in Tirol gerne für bares Geld genommen werden, hier bei einem Receptore umzuwechseln. Die österreichische Regierung scheint bei ihren neuen italienischen Untertanen wenig Kredit zu genießen, stellt Schmeller fest.

Nachdem sich Schmeller am nächsten Sonntag, wo im fernen München ein Kanonenschuß das Fest der Theresienwiese eröffnet, vor der Kirche noch mit dem Volksschullehrer Giovanni Scaggiari und dem siebzehnjährigen Marc-Antonio Tessari, der dafür berühmt ist, noch ganze Diskurse in der reinen Slegersprache führen zu können, eine Stunde besprochen, brach man unter der Führung des Nicolò Tessari nach Rubbio auf, um, auf dem Rat des Arciprete Bonomo, dort die Aussicht über die unermeßliche Ebene von Italien zu genießen.

Unten lag die Burg von Marostica und Bassano, dessen Glocken festlich heraufklangen, links Asolo mit seinem alten Schloß auf der Bergspitze und weiter links blinkte die Piave südwärts. In der Ferne, noch wohl unterscheidbar, Treviso. Über Bassano hin Castelfranco, rechts davon Citadella. Dann der Brenta in seinen Windungen. In der Ferne schwarz und dunkel das alte Patavium,

Sléghe - De alte khercha vomme hólighen Rochus

weiter rechts und näher an einer Höhe, zu welcher ein weißer Porticus zu führen scheint, das heitere Vicenza, noch näher rechts Thiene und Schio. Eine ungeheure Fläche, bräunlich grün, und mit weißen Punkten, Häusern, Türmen, wie besät. Schmeller beneidete den Curato von Rubbio, an den er von Bonomo empfohlen war, recht um den steten Genuß solcher Aussicht. Dieser, Don Francesco Velo, gebürtig von Enego, wo nichts Deutsches mehr ausgesprochen wird, ein langer, alter gutmütiger Mann, leistete den Besuchern angenehme Gesellschaft und ließ sein Fernrohr.

Am nächsten Tag war Schmeller vor Sonnenaufgang wieder auf dem Platz, eine halbe Stunde vorwärts Rubbio, das zum Comune di Valrovina gehört, wo die Aussicht hinwärts am offensten ist. Als die Sonne hervorglühete an den Bergspitzen von Feltre, erhielt die weite Ebene unten Gestalt und Farbe. Ein rotglänzender Streifen am südlichen Horizont bezeichnete das adriatische Meer. Venedig selbst aber mit dem Campanile von San Marco konnte Schmeller erst auf dem Weg ob Fontanelle unterscheiden. Von nun ging es immer westwärts am südlichen Abhang der Alpen fort, durch Conco, San Giacomo di Lusiana, Teile der

Sette Comuni, aber bis auf Lokalbenennungen, gänzlich entdeutsch. In San Giacomo di Lusiana besitzen Sor. Spranzi, der farmacista, und Sor. Pertile, der medico, schöne Sammlungen von Pflanzen der Sette-Comuni und der Provincia Veneta überhaupt. Schmeller lernte sie im Vorbeigehen kennen. Sie machten ihn auf eine Glocke aufmerksam, die in Traversagno, auch Campano genannt, in einem kleinen Turm ohne Kirche aufgehängt, eine Inschrift führen, die der Verfasser der „Storia de' Sette-Comuni e delle Ville annesse“, Gaetano Macca, 1816 in Caldogeno erschienen, nicht habe herausbringen können. Die Glocke sei vor Menschengedenken auf der Spitze des nahen Monte Cornione ausgegraben worden und von sonst nicht gewöhnlicher Gestalt. Schmeller hoffte das Wunder aus dieser Inschrift zu lernen, und stieg nicht ohne Beschwerde, Leiter über Leiter setzend, den engen Raum hinauf. „A. + M. CCC. LXXXVIII MICHAEL & NICOLAUS ME A.“ war die ganze Ausbeute.

Hier vorbei geht über den Berg nach Asiago die Via bianca, bis von Padua aus von manchem dort studierenden jungen Sléghe mit Heimweh betrachtet. In „La Mare“, einer einzelnen Osteria, tranken Schmeller und Volpi den Sette Comuni aus einem Bocal oder einer „Boza“ den Abschiedstrunk. Ein junger Abate, studierender Sohn des Hauses, begleitet die beiden ein Stück bis Calvene. Ein Capitello am Weg war die alte Grenze der Sette Comuni. „Se uno Sbirro passava il termino, e se si copava, era ben copato“ bemerkte der Abbatino. Dieses Vorrecht, keine Sbirren bei sich zu dulden, genossen unter Venedig die Sette Comuni.

Hier unten fand Schmeller wieder die ganze südliche Natur mit ihren Traubengirlanden, Feigenbäumen und so weiter, Ulmi, Orni, Morari in Reihen gepflanzt, jedem Baum zwei drei Reben vermählt, die oft von einem zum andern hinübergreifen. Der Boden selbst zuerst mit Formento oder Weizen, dann mit Sorgho oder mit Grano turco oder mit Buchweizen und endlich mit Klee und dergleichen bebaut.

Nachdem Schmeller und Volpi beim romantischen Caltrano über die Brücke des Astego gegangen, setzen sie sich hin und aßen sich einmal wieder recht satt mit Trauben, die korbweise an ihnen vorbei nach Hause getragen wurden. Den ansehnlichen Flecken Piovene ließen sie rechts

liegen und gingen, seit Pergine und Levico zum ersten Mal wieder, ein Stück auf der großen lebhaften Landstraße fort. Neu waren Schmeller die zweirädrigen Sedia, die schnellen einsitzigen Sediolini, die Bahre mit zwei mehr als mannshohen Rädern, und den Ochsen, Pferden oder Maultieren in einer Reihe. Es war dunkel, als sie in Schio ankamen.

Am nächsten Morgen, bei Herrn Berettoni, sah Schmeller die versteinerte Krokodilskinnlade, die dessen seliger Vater in den Sette Comuni gefunden. Ludovico Pasini, geologischer Schriftsteller und Besitzer einer trefflichen mineralogischen geognostischen Sammlung, zeigte Schmeller aus seiner, auch an deutschen Werken des Faches wohl bestellten Bibliothek, z. B. Welden's Monte Rosa (wo auch ein Überrest deutscher Sprache sei), Graf Sternberg's Reise, wozu ihm die Kupfer verloren gegangen. In Bezug auf die Bewohner der Sette Comuni machte er Schmeller auf das Werk Edwardy's „Des caractères physiologiques des races humanais considérées dans leurs rapports avec l'Histoire“ (Paris 1829) aufmerksam, das er eben ausgeliehen hatte.

Pasini führte Schmeller bei allen Merkwürdigkeiten des freundlichen und bedeutenden Städtchens (ihm gefiel vornehmlich das in ein heiters Krankenhaus umgewandelte Kloster, dann eine, durch lauter Maschinen arbeitende Tuchfabrik, die Kirche mit ihrem grandiosen Stufenaufgang herum. Daß auch hier weiland deutsch gesprochen worden, beweisen Ortsnamen. Auf nahen Bergen sind drei Häuser, deren jedes Tretto heißt. Es gibt eine Formalaita, Marmalaita. In den Sette Comuni heißt Schio „Schlait“, ganz entsprechend dem Sledum älterer Dokumente und der Inschrift von 1818 an einem Hause, welche sich auf die Erbauung der neuen von Schio nach Valarsa und Roveredo führende Straße bezieht.

Pasini und sein Freund Dr. Antonio Beltrami, medico-fisico di Schio e medico delegato in Recoaro begleiteten Schmeller und Volpi ein Stück auf dem Weg nach Recoaro. Es war schon dunkel, als sie von einem halbschweren Bergsteig aus niedersahen auf die Lichter dieses italienischen Karlsbad am wilden Agno. Der freundliche Herd mit dem Spieß voll bratender Vögel im Gasthaus machten alle Mühe vergessen.

Lo Speciale Domenico Trettenero, an den Schmeller von Dr. Beltrami empfohlen war,



Campofonta (Ute Funtän) (XIII Gemeinden)
Weiden und Wiesen in 1 200 m Höhe

nahm sich freundlich der Besucher an. Er führte sie an die Heilquelle, dies Jahr tranken gegen anderthalbtausend Gäste daraus. Die Regierung läßt eben bedeutende Bauten ausführen. Er öffnete als Capo-Comune das Archiv der Gemeinde, um, da nach der Tradition und nach Ortsnamen einst auch hier cimbro gesprochen worden, nach Dokumenten in lingua cimbra zu suchen. Jedoch nichts Deutsches war zu finden, bedauerte Schmeller. Eine Privaturkunde von 1319 nennt einen Oldericus de Recoario. Sonst schreibt man lateinisch Recubarium. Bei Menschengedenken hätten auch hier die Pfarrer beide Sprachen kennen müssen, sagte man dem Gast aus Bayern. Le Valli, Posina hätten den Zusammenhang gebildet zwischen Recoaro und Schio. Bergnamen wie Spitz, Frai-ek, Spitzek, Laita, Prak, und die valle del Prekel, wo die Heilquelle liegt, erinnern daran.

Es war Mittwoch, der 9. Oktober geworden. Gegen Mittag traten Schmeller und Volpi mit einem Führer den Weg über den Bergkamm's Ristele an, der das Vicentinergebiet vom Veronesischen scheidet. Oben zeigte der Führer einen niederen Kamm, genannt Kémpele. Man sah hier nochmal die Ebene von Vicenza und das adriatische Meer. Lange ging es oben hin auf der öden

Schneide. Wohl zeigte sich in der Ferne der Lago di Garda und Monte Baldo, aber in der Nähe nichts Liebliches. Wie diese baum- und strauchlosen weißgrauen oder kümmerlich grünen Bergseiten dennoch durch mühselige Steinreihen als Eigentum dieses oder jenes Besitzers bezeichnet werden mochten, nahm Wunder. Man war im Bereich der Tredici Comuni Veronesi. Links in einer Talsenkung zeigte der Führer Campo d'Albero, vielleicht von dem einen oder anderen Baum, der sich weiland als Seltenheit dort fand, so genannt. Übrigens spreche man an jenem Orte nicht mehr deutsch.

Rechts im tiefen Grunde unten wies er Ghiazza, wo noch deutsch gesprochen werde. Eine Quelle entlang, die fort und fort, als kostbarer Schatz, in gehauene Steine gefaßt ist, kam man endlich nach Campo Fontana. Ärmliche Hütten, sozusagen Sennhütten, in verschiedenen viertelstundenweit von einander liegenden Gruppen in allerlei Senkungen und Hebungen des Geländes. Dazwischen kein Feld, alles dürre, steinige Weide. Nirgends ein Baum. Schmeller und seine Begleiter gingen auf die Gruppe um die Kirche zu. Arciprete Bonomo hatte einen Brief an den Priester Don Andrea Roncari mitgegeben. Der Pfarrer, an den man sie gewiesen, ein abgelebter Greis in einer engen, schmutzigen dunklen Küche, erkannte mit Mühe, das der Brief nicht an ihn selbst gerichtet sei. Eine große dicke Frau aus dem anstoßenden Hause aber gab sich als die Schwester des Prete Roncari zu erkennen und bat uns, da auch der Wirt keine einladende Stube hatte, bei ihr einzukehren. Nicht viel besser sah es bei ihr aus. Aber ihr gastfreundlich bestrebares Tun ersetzte, was hier unmöglich zu haben war. Es fand sich ja doch ein Raum, mit ihrem und ihres Mannes Bett, zu dem eine Art Treppe führte, wo man das von Schweiß triefende Hemd auswechseln konnte. Auch gab es Patate und der Nachbar Wirt brachte vortrefflichen Wein in Fülle. Bald war der Herd umringt von allerlei Mannsvolk, die von der Arbeit als Hirten, Maurer, Weber und so weiter heimgekommen, und Schmeller hatte Gelegenheit, nach dem was sie von deutscher Sprache in kümmerlicher Tradition noch wissen, zu fragen.

In dem ärmlichen, doch reinlichen Ehebett der dicken Frau und ihres umso dünneren Mannes hatten sie leidlich genug die Nacht zugebracht. Hier soll es eine Casa Scaligera geben, sagte man Schmeller später in Cogollo.



Brunnen von Pagani in Campofontana

Prunde 'un Paghenj ute Funtän

Am Morgen kam Don Andrea Roncari, in der für so ärmliche Pfarrkinder sehr schönen und eben in Reparatur begriffenen Kirche Messe zu lesen. Er nahm bei der Schwester mit Schmeller den Kaffee und lud ihn sofort in sein eigenes Haus in der etwa eine Viertelstunde tiefer liegenden Contrada Roncari. Der Mann, als Fastenprediger bald nach Mailand, bald nach Venodig, sogar nach Wien verschrieben, und wohl vertraut mit den Sitten der großen Welt, bot in seinem eigenen Hause nichts weniger als ein Muster von Ordnung, Reinlichkeit und Appetitlichkeit. Er hatte die Geduld, den ganzen Vormittag auf Schmellers Sprachfragen Rede zu stehen, und versprach, ihm die Parabel vom verlorenen Sohn in diesem Dialekt nachzusenden, er, der Andrea Pre. Roncari Veronese di Campofontana.

Im Jahre 1804 habe Erzherzog Johann, erfuhr Schmeller, wie die Sette, so auch die Tredici Comuni bereist und versprochen, daß durch zweckmäßige Vorkehrungen besonders in den Schulen, für Erhaltung der deutschen Sprache gesorgt werden würde. Es sei aber nichts geschehen. Gegenwärtig hätten die Tredici Comuni, die früher ein sehr bevorrechtetes Ganzes gebildet,

wie größtenteils die Sprache, auch alle Privilegien verloren, und seien teils dem Distretto di Badia Calavna in Tregnago, teils dem Distretto di Verona zugeordnet. Roncari bemerkte, er habe ein gedrucktes Wörterbuch dieser Sprache einem Antonio Castagliani di Alfonso (wo?) geschenkt. Auch Mazetti, Presidente dell'Appellazione in Milano, habe ein Vocabulario, nicht von Dal Pozzo, sondern aus Wien, so sage Rigoni-Stern (jetzt in Padua, dem man selbst in Castelletto ein großes handschriftliches Wörterbuch des Dal Pozzo anvertraut haben will). Es habe auch ein Prete Don Giovanni Maria Dal Bosco Ferro ein Lexikon gesammelt, das nach Verona gekommen und wohl verloren sei. Zu Ghiazza im Hause des Andrea Ferro, wie auch beim Parocco, Don Domenico Gugole, müsse noch etwas zu erfragen sein. Schmeller und Volpi gingen also hinüber ins kahle Steintal des wilden Progno nach dem ganz oben an einer Art Wasserfall liegenden Ghiazza oder „kan Gliezen“, wo der Pfarrer, als Geizhals und einer, der sich Schuhe und Kleider selbst flicke, verschrien, eben einen Majo (= Eisenhammer) anzulegen im Begriff ist. Sie trafen diesen Pfarrer im Audienzszimmer, das heißt die Küche.

Ein kleiner, verständiger Mann. Eine braune Jacke nicht angezogen, sondern nur über die Schulter geworfen, den Rücken an den Herd oder Kamin gekehrt, stand er Schmeller und Volpi Rede. Schmeller hätte von dem einfachen Manne wohl mehr als von Roncari lernen können, allein er schien zu sehr mit dem Bau seiner „Mul“ beschäftigt, als er ihn lange in Anspruch nehmen durfte. Schmeller bat ihn, er möchte ihm auf sein Deutsch „Ich bin gewesen beim Pfarrer von Ghiazza“ in sein Buch zu schreiben, um so seinen Namen zu haben. Er schrieb aber nicht Domenico Cogole, wie ihn andere nannten, sondern „I pi gebest inz haus vum Priastar vum Gliezer un ist der erste un kou'me Pfafe Runtsch“.

Nun ging es noch weiter hinauf einen steinigen Weg, zum alten Andrea Ferro, um nach dessen libri zu fragen. Er führte die Besucher in ein Nebenhaus und öffnete ein Zimmer mit alten hölzernen Stühlen, die vielleicht früher jenem Geistlichen Giovanni Maria Dal Bosco Ferro gedient und einer kleinen Büchersammlung auf einem Brett an der Wand. Das erste „libro Cimbri“, das er zeigte, war ein altes gedrucktes allzu deutsches Gebetbuch ohne Titelblatt. Gerne gönnten ihm die Besucher diesen Schatz. Aber ein anderes von 39 Seiten im Großoktav mit dem Titel „Memorie illustrate intorno alla cognizione dei Cimbri Veronesi ed altri. Dissertazione di Mariano Silvio Veronese. In Verona MDCCLVII per Agostino Carattoni stampator del Seminario vescovile“ hätte ihm Schmeller wohl, damit er es abgesehen hätte, mit Gold aufwiegen müssen. Es schien aber mehr unnütze Cimbriaden als Facta zu enthalten. Eine Handschrift mit Predigten in Cimbri habe im Jahre 1778 der damalige Bischof von Verona, Morosini, mit sich hinweggenommen, und sie sei nach seinem Tode in Verona verkommen. Man beichte hier noch auf deutsch. Die Besucher gingen in dem breiten jetzt fast trockenen Sandbett des Prognos herab nach Selva di Prognos oder „Ka Prungen“. Schon hier soll das Deutsche fast ganz ausgestorben sein. Die Osteria sah nicht danach aus, eine erträgliche Nachtherberge gewähren zu können. Deswegen gab Schmeller die Idee auf, den achtzigjährigen Pfarrer, der nach Roncari's Bemerkungen, noch gut deutsch spreche, zu konsultieren, und sie gingen, vom immer freundlicher werdenden Talgelände angezogen, an Badia Calavena vorbei bis Cogolo, wo sie, da es ganz dunkel geworden war, notgedrungen zukehren mußten. Von Leuten aus



Ghiazza (XIII Gemeinden) – Blick zum Dorfkern

Ghiazza, die als Säumer von Kohlen und Eisen hier übernachteten, hörten sie auch hier noch Tredici-Comuni-Sprache. Einer der Abendgäste bot mit des Wirtes Zustimmung sein benachbartes Haus zum Nachtlager an und so wurde diese Nacht im Landhaus des Veroneser Kaufmanns Giuseppe Gamberoni recht angenehm verbracht.

Am nächsten Tage wanderten Schmeller und Volpi über Tregnago, auf dessen Anhöhen dem Bayern, seit Spanien wieder, die ersten Ölbäume vorkamen, Illasi, wo das Schloß des ehemaligen bayrischen Obersten oder Generals Grafen Pompeji, und kamen bei Caldiero auf die große, stäubende Hauptstraße, die von Venedig bis Mailand Oberitalien durchschneidet. Schmeller kam diese zwischen Grasplätzen und gemeinen Weidenbäumen fortlaufende Straße ganz prosaisch vor, und gerne setzten sich beide in einen Vetturale, der hinter ihnen herkam. Noch vor dem Mittagessen führen sie hinein in das alte Verona, in Dietrichs viel und noch von den guten alten Deutschen der Sieben und Dreizehn Gemeinden so genanntes Bern. Es war noch Messe,

und mit Mühe fanden die beiden eine Stube im Albergo dell'Academia. In Gamberoni's Comercio ließen sie sich eine bei Cogolo gefundene römische Goldmünze zeigen. Nach Tische holte sie Volpi's Freund Giuseppe Rossi. Das erste, das gesehen, bestaunt wurde, war die Arena, noch neuerlich bei dem verhängnisvollen Monarchenkongreß mit Menschen angefüllt. Inschriften geben Kunde von der Anwesenheit dieser modernen nordischen Imperatoren. Aber was über den, nur jenen antiken vergleichbaren Mann von St. Helena eingemeißelt gewesen, hat man ausgetilgt. Mitten in diesem altrömischen Stufenkreise ist ein hölzernes Sommertheater aufgeschlagen. Im Cafe Bagatta an der Piazza Signori wurden Erfrischungen genommen. Im Laufe wurden besehen I Monumente Scaligeri L'Hortensio, Statua greca colossale del Consigliere, Gaetano Pinali, Porte Borsari (Bulgaren als Tor des frühen Verona), La Bra, il Stradone Porta nuova etc. Gar heimlich und zimmerlich in der Abendbeleuchtung das Leben und Treiben in der ganz mit Quadern belegten und für Wagen gesperrten Via nuova. Im schönen, an das alte Münchner mahnende Theater wurde die Oper Il nuovo Don Giovanni von Ricci recht nett gegeben.

Am anderen Morgen besuchten sie mit Giovanni Failoni, Autore del Viaggio in Grecia fatto da lui medesimo, den Garten der Grafen Giusti mit seinen eingemauerten Antiquitäten, Cypressenalleen und herrlichen Aussichten oben. Der alten, vielleicht noch gotischen Ringmauer entlang stiegen sie fort bis zur alten von San Michele gebauten, in neuerer Zeit gesprengten und nun in Wiederaufbau begriffenen Festung San Felice. Dann in der Stadt die Kirche di San Giorgio, den Dom und die Kirche di Sa. Anastasia, ausgezeichnet durch alte und neuere Kunst. Die Casa matta oder unterirdische Reithahn. Das Museum Maffei, wo alle Inschriften, Reliefs etc. in offenen Gängen eingemauert sind. Abends führte sie Rossi in ein Haus der Via nuova, wo drei weibliche „Originali“. In einer Gegend an der Stadtmauer bei den Franciscini war im Hof eine Art steinerner Trog als Grabmal von Romeo und Giulietta gezeigt. La Cavalcata, ein Frescogemälde in einem Saale . . . , wovon Rossi einen Kupferstich besorgt hat.

Am darauffolgenden Tag, es war Sonntag, ging es mit dem Vetturino nach Brescia, zwei Kaufleute aus Mailand als Gefährten. Mit Mühe über-

zeugte sich der zierbengelische Fuhrmann, daß es Schmeller mit seiner Bedingung, lieber außen bei ihm, als im Kasten zu sitzen, Ernst gewesen. Österreichische Bataillone mit grünen Zweigen auf dem altväterischen Kopfschutz zogen vorbei, von der Großen Exhibition von Monte chiaro kommend. Peschiera mahnte Schmeller an Hünningen, Mittag zu Desenzano am See. Sa. Eufemia, Ausflugsort der Brescianer, wohl benutzt an diesem schönen Sonntag. Am Tore von Brescia konnten die beiden Kaufleute, die hinten ihre Kisten aufgepackt mitführten, bei den Douaniers keine Gnade finden. Um nicht abpacken zu müssen, ward beliebt, nicht in die Stadt, nämlich bei diesem Tor, zu fahren, sondern herum, an der alten Feste vorbei, beim entgegengesetzten Mailändertor, wo ein paar gehörig angebrachte „Zwanziche“ freien Paß verschafften.

Volpi ließ bei der Croce verde in der contrada vescovile, das er für sein sonstiges Absteigquartier Croce bianca hielt, anfahren. „Wir waren da einsam genug“, schreibt Schmeller, aber doch, wenngleich das Haus voll einquartierter Ungarn und Böhmen lag, angenehm. Volpi machte seine Gänge, die Schwester seiner Frau ist hier verheiratet. Schmeller ergötzte sich unter den freundlich erleuchteten Portici, und im noch freundlicheren Theater.

Den kommenden Morgen führte Volpi's Freund und Kunstverwandter, Luigi Gualla, Restauratore di quadri, in das Museo Bresciano, entstanden seit 1823–26 aus einem altrömischen Tempel, der hier mit seiner prächtigen weißen Säulenvorhalle und seinen drei Zellen aus der Erde gegraben worden ist. Signor Joly, Custode dieses Museums, das durch und durch eine Antike ist, war der freundliche Erklärer. Er gab Schmeller einen Brief an den Cavaliere d'Hennin mit. In einem Seitengang, tief in den jetzigen Hügeln hinein, zeigten sich im Scheine der Fackel noch ehemalige Mosaikböden und an der Wand Farbstreifen von altrömischem Pinsel. Schmeller fiel vor allem der kolossale Arm einer sonst nicht mehr vorgefundenen Marmostatue und die kolossale sogenannte Victoria von corinthischem ehemals vergoldetem Erz auf. Eine lithographierte Ansicht dieses aus einem Tempel erstandenen Museo Bresciano, so wie eine Medaille, die Vittoria darstellend, kaufte Schmeller zum Andenken. Näheres über die Scavi Bresciani findet sich in den (2) Discorsi de Girolamo Monti,

presidente del patrio ateneo, Brescia 1827. Daraus von Dr. Hermes in Schorn's Kunstblatt von 1827, S. 365-367 bzw. 371-372.

Ein alter Nobile von Brescia, Don Paolo Brugnoli, Besitzer einer schönen Gemälde- und Kunstsammlung, führte die beiden auf die bischöfliche Bibliothek und in das Ateneo Bresciano. Auch das großartige neue Gebäude am Campo-Santo mit dem Cypressenzugang besichtigte man. Von des Grafen Giuseppe Lecchi Bildergalerie konnten sie, da er eben Gäste hatte, nur den ersten Saal beschauen. Die Sammlung muß bedeutend sein, meinte Schmeller. Abends erging er sich noch weidlich unter den Portici, dem Sammelplatz der müßigen Welt, heute besonders vieler österreichischer Offiziere von allen Farben und Zuschnitten, deren Deutsch sich im italienischen Gesumme wunderbar ausnahm. Statt den Abend, wie Volpi vorschlug, im Caffee mit dem alten obschon gutmütigen Brugnoli zuzubringen, dessen unverständliches Reden Schmeller schon Vormittag auf immerwährende Folter gesetzt hatte, ging er wieder ins Theater, wo die Donna rabiosa unvergleichlich gegeben wurde.

Noch vor Tagesanbruch, es war inzwischen der 15. Oktober geworden, geleitete Volpi mit einem herzhaften „No!“ auf die unverständliche Frage Forastieri's Schmeller zum Tor hinaus bis Santa Eufemia. Hier bewirtete Er, den Schmeller von Lavarone bis zur Ankunft in Brescia freigehalten hatte, seinen Weggefährten mit Schokolade bei einem Cafetiere, der ihm als alten Bekannten ein paar Gemälde zu beschauen gab. Volpi hätte in Brescia eine Menge wohl gepackter Quadri gefunden, die er dahin vorausgesendet und mit welchen er Geschäfte zu machen hoffte. Er meinte darunter Stücke der größten Meister zu haben, was nun Gualla stark in Abrede stellte. In Brescia hatte sich Volpi, der Schmeller in einem weißen zeuchenen Überrock mit großen Seitentaschen und derlei Pantalons die ganze Reise begleitet hatte, zum Elegant umgewandelt. Ein seltsamer Charakter. Er habe in der Jugend in der italienischen Armee gedient, den Feldzug nach Russland mitgemacht. Von da habe er im Gefolge des Exkönigs von Schweden Jerusalem und Griechenland besucht. Deutschland hat er in allen Richtungen durchreist. In München ist er namentlich mit dem Direktor der königlichen Gallerie von Dillis bekannt. Auch in einem Teil der Sette Comuni, namentlich in Enego, sei er mit ein paar



„Röste-alm“ bei Velo (XIII Gemeinden)
Weidegrenze und Viehtränke
(Pflanz-tzaun und Hulbe)

deutschen Reisenden schon einmal gewesen. In Turin hat er ein paar politisch Verfolgte gerettet. Dem Grafen Giovanelli und dem Präsidenten De Pauli hat er als Antiquar Dienste geleistet. Noch wolle er ein paar Jahre reisen, dann ein Einsiedler werden (das Kloster zu Borgo di Valsugana werde ihm als Erbe zufallen). Er aß auf der Reise nie Fleisch und begnügte sich mit Vegetabilien, trank wenig Wein. Ein „o mondo, mondo“ aus tiefer Seele gab manchmal zu erkennen, daß er in Erwägung vergangener Dinge versunken. Auch sagte er einmal bestimmt genug, daß er belastet sei mit den Folgen früherer Torheiten. Schmeller konnte dem seltsamen Manne, der sich gegen ihn äußerst sorgfältig und dienstfertig erwies, nicht abhold sein, obschon ihm so vieles an ihm unbegreiflich war, und ihn hinderte, sich ihm noch mehr zu nähern. Sie schieden in Santa Eufemia, und vielleicht für immer. Schmeller wanderte nun wieder nordwärts, dem Lago di Garda zu.

Ob Salò in der reichsten Aussicht brach sich Schmeller zur Erinnerung Öl- und Lorbeerzweige. Salò selbst mit seiner langen finsternen Straße wurde ohne Aufenthalt durchmessen, und erst in Saletti bei Gardone im Freien am Seeufer, mit Aussicht auf die Insel Lecchi und hinauf nach

Sirmione, Mittag gemacht. In Maderno regalierte ihm die freundliche Ostessa Paolina Barabandi mit drei Pommeranzen an einem Zweig aus ihrem giardino d'agrumi. Es läutete das Batello a vapore „L'arciduca Rainieri“, das von Desenzano dahergefahren kam. Schmeller ließ sich mit mehreren anderen Personen, die hier gewartet, an Bord rudern. Vorbei ging es nun an der herrlichen Riviera Bresciana mit ihren malerischen, auf weißen Säulen übereinander gebauten Zitronengärten zwischen Öl- und Feigenbäumen, Morari und Reben. Auf der Höhe von Melone war es leider schon dunkel. Und als er in Riva, im Gasthof alle due Torri bei Stenghele ankam, regnete es.

Auch am Morgen furchtbarer Regen und Sturm. Als es nach Mittag etwas leidlicher wurde, brach Schmeller auf und kam über Torbole und dann die aussichtsreiche Höhe darüber, vorbei am kleinen See von Opio und dem Schloß des reichen Castelbarco von Mailand in Schmutz und Dunkel noch nach Mori.

Am nächsten Tag erreichte Schmeller Rovereto, das ihn unbedeutend ansprach. Bei Gasparo Rizzi, negoziante di corame, holte er seine in Verona gekaufte Valigia, die dieser gütigst mit hierher genommen, und spedierte sie nach Trient, um recht fußgängerisch frei zu sein. Der Mautbeamte Trentini, an den Schmeller von seinem Münchner Bruder, dem Hauptmann, empfohlen, war eben im Einpacken zum Umzug nach Trient begriffen. Ein Herr Telani sagte Schmeller, ein jetzt verstorbener Pfarrer von Folgaria habe einmal in der Accademia degli Agiati zu Rovereto eine Abhandlung über das Deutsche jener Gemeinde gelesen. Er wolle Nachfrage halten. Schmeller setzt wieder über die Fähre und kehrte beim Baron Joseph von Moll in Villa Lagarina zu. Das Briefchen, das ihm sein Onkel in Dachau mitgegeben, hatte Schmeller von Verona nach Villa vorangeschickt. Er brachte bei dem jungen, sehr unterrichteten Landmann, der den Winter über Wiener Hofmann ist, den Tag recht angenehm zu.

Tags darauf wanderte Schmeller am rechten Ufer der Etsch nach Trient. Sein erster Gang war zu Giovanelli, den er wieder zu Bette traf. Er hörte mit Behagen Schmellers Bericht über die Entdeckungsreise. Dann besuchte der Bayer Volpi's Frau, die weiland anziehend genug gewesen sein mag, gab dem älteren Sohn Alessandro, statt des

ihm vom Vater vermeinten silbernen, einen goldenen Napoleon (das hübsche Mädchen und ein noch jüngerer Sohn gingen, wie Schmeller später bedauerte, leer aus), schickte das Gepäck nach Innsbruck voran, und wanderte den Abend noch bis Lavis.

Schmeller wanderte für sein Leben gerne, aber ungern auf der Hauptstraße. Bei La Nave San Felice zog ihn tags darauf die Bucht an, die er zwischen Wälsch- und Deutsch Metz als Eingang in ein Seitental Val d'Annone zu gewahren glaubte. Er ließ sich überführen. In Mezzo Lombardo fragte er nach Giuseppe Maria De Vigili, der wohl im Jahre 1825 sein Begleiter von Innsbruck nach München gewesen war. Er traf ihn nicht hier im väterlichen Hause, aber in Denno auf dem Weg nach Cles, wohin er ritt, sich eine Frau zu holen. Sie machten in Cles zusammen Mittag. Schmeller hoffte den Abend noch Fondo zu erreichen, das ganz nahe lag, um morgen über die Mendel nach Kaltern zu gehen. Aber die tiefen Täler inzwischen versechsfachten den Weg. Man sang, als er vorbeiging, in der Kirche von Arz schon die Samstagsvesper, und als er in Brez am Hause Maffei, wo der Professore Cavaliere und Abbate, die Vortreppe hinaufsprang, um als zufällig vorbeikommender Münchner und quasi Kollege des Cavaliere einen flüchtigen Gruß anzubringen, fanden es die guten Leute ganz natürlich, ihm ein Nachtquartier anzubieten. Weder der gutmütige Hausherr, des Cavaliere Bruder, noch die freundliche sorgsame Hausmutter, noch der nicht sehr freundliche Sohn, Studiosus Juris Patavinus, konnten ihn bestimmen, zu bleiben, aber unter den vier bis fünf Töchtern die jüngste, Luigia.

Mit einem Briefe Luigia's an ihre Schwester im Dienst der Herzogin von Leuchtenberg, einen an den Cavaliere, auch einem anderthalbbackenen Pan di Val d'Annone ausgerüstet, ging Schmeller am nächsten Morgen nach der Frühmesse auf Castelfondo zu, der letzten welschen Pfarngemeinde, in welche schon ein paar deutsche Contrade gehören. Es regnete. Ein welscher, aber deutsch sprechender Führer von Castelfondo begleitete Schmeller bis La Senal oder Unser Frau im Walde, wo sie unter Schnoegestöber in der wieder auf deutsche Art getäfelten und durch einen tüchtigen Ofen geheizten Wirtsstube eintrafen. Schmeller schloß sich einigen Männern aus Fondo an, die nach dem Markte von Naturns mit ihm

eines Weges waren. Es schneite fort. Auf dem Gampen (sulla cima delle Ballate) zeigten sie ihm einen überschneiten Grenzstein aus der Zeit, wo das Regno d'Italia hier an das Regno di Baviera stieß, mit einem I auf der einen, einem B auf der andere Seite. Bei Tistenz ging es hinab in das, bei besserem Wetter, schöne Tal der Etsch. Bei der Wirtin zu Mitter Laana unten gefiel es Schmeller so wohl, daß er beschloß, lieber hier zu bleiben, als im Regen noch bis Meran zu gehen. Die Tische saßen voll von Bauern, interessant durch meist schöne Gesichter, durch Sprache und Tracht. Großer Scheibenhut, schwarze Halsbinde, grüner Hosenträger, rotes Gilet, braune Jacke mit roten Aufschlägen, schwarze Hosen, weiße oder blaue Strümpfe.

In Meran erfuhr Schmeller bei Dr. Goldreiner, daß Oberappellationsrat Brater, dem die Münchner Ärzte den hiesigen Aufenthalt angeraten, bereits mit seiner Familie hier bei Wohlgenuth eingezogen sei. Er besuchte die lieben Münchner Bekannten. Nach mittags ritt er, um einmal auch diese Reiseumier zu versuchen, auf der Mähre eines verdorbenen Meraner Müllers, der ihn tüchtig schnürte, ins Passeital bis in des seligen Sandwirts Haus. Noch lebt dessen Witwe, die was ihr gegen ein Übel an den Füßen angeraten worden, den ganzen Tag die Tabakpfeife im Munde führt. Die, nicht eben freundliche Tochter ist an einen stattlichen Mann, ehemals hier Hausknecht, verheiratet. Sie tischte ihm treffliches, in Branntwein eingemachte Trauben auf. Übrigens nicht im Hause, was an seinen ehemaligen von Poeten dies- und jenseits des Kanals besungenen Herrn erinnern könnte. Bestimmte Fragen an die Witwe oder die Tochter über den als Rachopfer gefallenen zu richten, schien Schmeller, dem von München gekommenen, gar zu unart. Er schlief in der oberen Stube, wo vielleicht beim Tosen der wilden Passer manche Scene des „Trauerspiels in Tyrol“ besprochen oder vorbereitet worden ist. Aus unfreundlichen Träumen weckte Schmeller nach Mitternacht ein gewaltiger Schlag an die Türschnalle. Er sprach den Geist mit fester Stimme an. Er murmelte etwas von Licht – und verkam. Vielleicht der Meraner Führer, der sich noch eine Zulage holen wollte.

Als Schmeller am nächsten Tag hinaufging über St. Leonhard, um den Weg nach dem Jaufen zu gewinnen, wies ihn, unaufgefordert ein weibli-

ches Engelsgesicht, das aus einer Fensteröffnung hervorkam, zurecht. Auf der Höhe des Jaufen ging der schmale Pfad durch tischhohen Schnee. Manchen mühseligen Wanderer, der auf der Krächsen Obst und Trauben nach Sterzingen oder München trug, holte er ein. An einer rotstrümpfigen Bauernbraut konnte er nur vorbeikommen, indem er sie herzlich umarmte. Nachdem er sich in der geräumigen, freundlichen Krone zu Sterzingen gelabt, ging er noch den Brenner hinan bis zum Wolf. Über Gries, Steinach, Matrei, Schönberg, den Berg Ischel ging es am nächsten Tag nach Innsbruck, wieder zum Adler.

Mit Professor Dr. Gabriel, Neustadt No. 222, der ihn auch den geistreichen Dr. Schule Redaktor des „Boten von und für Tirol“ kennen lernen ließ, ab Schmeller beim Präsidenten de Pauli zu Mittag, der sich herzlich freute über manches was er als ansprechendere Ausbeute seiner Reise zum Besten geben konnte. Er lieh ihm die Handschrift des Bartholomaei de Tirolensibus, woraus Schmeller diesen Tag bis spät und die Nacht und den nächsten frühen Morgen über Hals und Kopf das (bei Hormayr unvollständige) Vocabular kopierte.

Um eine Retour nach München zu benutzen, lehnte Schmeller am nächsten Tag eine Einladung zum Mittagessen bei dem Gubernatrat Baron von Buol und dessen lebenswürdiger Frau, einer Giovanelli, die er in Bozen kennen gelernt hatte, ab. Um zwölf Uhr fuhr er hinaus nach Hall. Vor Schwaz setzten sich drei Heidelberger Studenten mit ein. Sie wurden eins, statt über Kufstein zu fahren, den interessanteren Weg nach dem Achenal zu nehmen. Im Mondschein ging es die Höhe von Jenbach hinan. Unter manchem Fluch und Seufzer des Schwagers über den schmalen gefährlichen Fahrweg längs des Achensees im trüglichen Mondlicht kam man tief in der Nacht nach dem Wirtshaus im Achenal.

Am nächsten Tag Grenzstein, Bayerland, Stuben, Kreuth, Tegernsee, Holzkirchen, Sauerlach, noch eine Nacht. Am Sonntag den 26. Oktober gegen zehn Uhr morgens traf Schmeller in dichtem Nebel wieder in München ein. Seine erste Fahrt in die Sette und Tredici Comuni, die am 14. September begonnen hatte, war zu Ende.

H. F. Resch nach Schmeller

Würdigung der Arbeit Schmellers aus den Sieben Gemeinden

Unverhoffte Freude wurde Schmeller am 5. Juni 1841 auf die Bibliotheksstube in München gebracht, mit Briefen vom Commissario distrettuale zu Padua, Angelo Rigoni-Stern und dessen Sohn Domenico, Chirurgo provinciale zu Verona, und mit Exemplaren einer zweiblättrigen gedruckten Anerkennung seiner Cimbren-Arbeit durch Rigoni-Stern den Vater.

Zu den kleinen Ländern, die wegen ihrer Eigenart, oder wenn man will, auch wegen ihrer Geschichte, eine besondere Beachtung verdienen, gehören ohne Zweifel die „Sieben Gemeinden“, ein gebirgiger Distrikt, der die nördliche Grenze der Provinz Vicenza bildet. Überall von Völkern umgeben, deren Sprache das Italienische ist, führen ihre Bewohner bis vor wenigen Jahren fort, eine deutsche Mundart zu sprechen. Erst in jüngster Zeit weicht sie vor dem Eindringen des Italienischen rasch zurück. Beeindruckt von diesem Phänomen der Sprache, erweiterten zahlreiche Schriftsteller, darunter viele von Rang, ihre Nachforschungen, um die Herkunft dieser Völker zu enträtseln. Die meisten, irgeleitet von einer allzu bequemen Überlieferung, möchten sie nicht nur von den Cimbren abstammen lassen, sondern bilden sich sogar ein, in ihrer Sprache auf Spuren des Altskandinavischen zu stoßen. Andere schreiben ihnen als Vorfahren die Tiguriner zu, wieder andere halten sie für Nachfahren der Goten, Langobarden, Franken und so fort. Andererseits ist eine solche Vielfalt von Meinungen nicht schwer zu erklären, fehlt es doch an historischen Urkunden, die die Herkunft dieser Völkerscharen bezeugen könnten. Und das einzige Zeugnis, das noch vorhanden ist, die Sprache, wurde entweder nicht erforscht, oder nur oberflächlich untersucht, oder von solchen betrachtet, die nicht imstande waren, nützliche Vergleiche mit den alten deutschen Sprachen zu ziehen. Es war nötig, daß sich für ein derartiges Thema schließlich ein Gelehrter interessieren mußte, der wirklich in der Lage war, den Wert dieses Zeugnisses richtig zu beurteilen. Zum Glück nahm sich der hochverehrte Doktor Johann Andreas Schmeller, Mitglied der königlichen Akademie in München und wie kein anderer profunder Kenner der eigenen Sprache und ihrer Dialekte der Sache an. Dr. Schmeller wollte deshalb persönlich und an Ort und Stelle feststel-

len, welche Mundart man heute in den Sieben und Dreizehn Gemeinden spricht und chodem gesprochen hat. Im Herbst des Jahres 1833 sammelte er darüber sehr wertvolle Kenntnisse, die er dann in dem genannten gelehrten Aufsatz der königlichen Akademie der Wissenschaften in München bekannt machte.

Nachdem er von den verschiedenen Meinungen über die Herkunft jener Völker und die Unzulänglichkeit der Forschungen gesprochen hat, die bislang über ihre Sprache gemacht wurden, ging der hochgeschätzte Autor dazu über, einen Bericht seiner Reise zu geben, der vor allem deshalb interessant ist, weil er darin richtige Betrachtungen über die Namen und einige Gebräuche der Ortschaften zusammenfügt. Der indes wirklich wichtige Teil seines Aufsatzes ist der, der die Sprache jener Bewohner des Gebirges behandelt. Hier geht Schmeller, nachdem er einige Schriftstücke, die zum Teil entweder noch unveröffentlicht oder sehr selten sind, deutete, dazu über, diese Mundart zu untersuchen, ja man könnte sagen, bis ins Detail zu zergliedern. Und mit einem brillanten Ergebnis deckt er die wahren Beziehungen zur deutschen Sprache auf. Jene Belege bestehen dabei aus Stellen der Christlichen Doktrin, die 1602 auf Anweisung des Bischofs von Padua, Marco Cornaro, in diese Mundart übersetzt wurden, Stellen, die füglich mit denen einer Übersetzung der Doktrin verglichen werden, die 1812 auf Wunsch des Bischofs Scipione Dondi Dall'Orologio entstanden ist. Einige Dichtungen in Versen zeigen zum Teil, wie diese Mundart sich anbietet, die sanftesten und lieblichsten Gefühle auszudrücken (Siehe besonders auf Seite 647 das Epithalamium von Domenico Rigoni-Stern, Kanzler der „Reggenza“ der Sieben Gemeinden, aus dem Leben geschieden 1806, dessen Andenken noch immer in allen Herzen der Männer und Frauen aus diesem Volke hochverehrt und heilig weiterlebt). Dazu kommen andere in Prosa, vor allem Predigten des verstorbenen Arciprete von Asiago, Don Giovanni Strazzabosco.

Es ist nicht unser Ziel, dem berühmten Autor auf seinen Forschungen über die Veränderungen zu folgen, die die alte deutsche Sprache in diesen Dörfern im Bezug auf die Aussprache des Wortlauts, die Rechtschreibung und die Syntax erfahren hat. Wir möchten nur sagen, daß er dieses Thema als gründlicher Philologe behandelt hat und daß dieser Teil seines Werkes nicht nur jenen

unter seinen Landsleuten nützlich sein kann, die die Geschichte ihrer eigenen Sprache studieren wollen, sondern auch den Italienern, die den Einfluß der deutschen Sprache auf einige Ausdrücke des Italienischen zu beurteilen wünschen.

Man kann jetzt nach Schmeller die Frage des Ursprungs der gegenwärtigen Bevölkerung der Sieben und Dreizehn Gemeinden kaum von dem der heutigen Bewohner der Alpen, und seien diese Deutsche oder Italiener, trennen. Sogar dort, wo man jetzt nur die italienische Sprache spricht, tragen gewisse Orte Namen, die offensichtlich von der deutschen herühren. Daraus muß man schließen, daß man auch hier in früherer Zeit deutsch sprach. Man weiß in der Tat, daß bis zur Zeit der Ottonen Italien in diesem Zusammenhang in enger Verbindung mit Deutschland stand durch die ständigen Zuwanderungen von hier nach da. Dadurch erschienen deutsche Stämme in den Tälern von Etsch und Brenta und hatten so Möglichkeit, sich mit der italienischen Bevölkerung der Ebene zu verbinden. Später, mit dem Aufhören solcher Zuwanderungen, überwog in der Ebene der Einfluß der italienischen Sprache, angesichts der größeren Leichtigkeit der Verbindungen zwischen jenen Völkern und den umliegenden Italienern. Ein Umstand, der für die

Bewohner der rauhen und schwer zugänglichen Berge nicht vorhanden war und bewirkte, daß sie ihre Sprache länger bewahren. Sei es also, sagt der Autor, daß jene Völker von den Cimbern abstammen sollen, von den Teutonen oder von wem man immer will, sicher ist, daß sie im 12. und 13. Jahrhundert in ständigen und engen Beziehungen mit dem deutschen Stammvater standen. Alles was sich an Altertümlichem in der Sprache der Sieben Gemeinden findet, geht nicht über den Zustand hinaus, in dem sich in jener Zeit die deutsche Sprache befand. Man entdeckt darin keine Spur irgendeiner anderen vorausgehenden Sprache. Zusammen mit den Einwohnern gleicht diese damit auch vollständig der Sprache und Bevölkerung Oberdeutschlands in jener Zeit.

Wir wünschen, daß irgendein italienischer Gelehrter das bedeutsame Werk des Herrn Schmeller kennen lernen läßt. Ich wollte mit diesen wenigen Hinweisen nichts anderes, als ihm, dem fremden Wissenschaftler, der sich für unsere Heimat interessierte, einen bescheidenen Tribut der Dankbarkeit entrichten.

Angelo Rigoni-Stern
Königlicher Distriktskommissar von Padua

Art-andare loite von Kampo-Ruube,
ghéet abe ka Sléeghe,
umme an róoga (p)lóat,
umme an mantel bia de gróossen héeren
un lasset in de hóome
de khindar goilan von hungare
un naagan abe de pulat-stéebe
un tzóogan 's hintare un 's vraan och.

Ihr anderen Leute von Camporovere,
geht hinab nach Asiago,
um ein rauhes Hemd,
um einen Mantel wie die großen Herrn
und laßt daheim
die Kinder heulen vor Hunger
und die Polentalöffel abragen
und das Hintere zeigen und auch das Vordere.

Igino Rebeschini, April 1983

Die Cimbern – ein Stück lebendiger Sprachgeschichte

Hans Geiselbrechtiger – Hugo Resch

Im Dreieck zwischen Trient, Bassano und Verona liegen jene frühbairischen Sprachinseln, deren uraltes Idiom man „Cimbrisch“ nennt. In einer schwer zugänglichen Gebirgslandschaft hat sich weit südlich der Sprachgrenze von Salurn ein Dialekt erhalten, dessen Lautbild im 12. Jahrhundert auch im bayerisch-tirolerischen Raum geläufig war und dessen Lautstand sich von der Besiedelungszeit bis heute erhalten hat. Das Bayerische Cimbern-Kuratorium berichtet über diese Sprachinseln.

Die Cimbern – Land und Sprache

Es gibt nur wenige Kapitel in der Geschichte des Alpenraumes, über die im Laufe der Jahrhunderte eine so große Zahl falscher Hypothesen und Theorien aufgestellt wurde wie über die „Cimbern“. Man hielt sie für Raeter oder Kimbern, versprengte Reste der 101 vor Christus bei Vercellae geschlagenen Germanen, für Tiguriner, Hunnen, Goten oder Langobarden, deren um das Jahr 1000 verklungene Sprache sich in den Alpen erhalten habe, oder für Alemannen. Friedrich Büsching, wohl der erste deutsche Forscher, der – in seiner „Erdbeschreibung“ aus dem Jahre 1769 – auf das Volk am Südhang der Alpen aufmerksam machte, empfand die Sprache als „sächsisch“.

Wie vor ihm schon Marco Pezzo, der aus Grietz nordöstlich von Verona stammte, bezog auch Giovanni Costa-Pruck aus Asiago in seinem Werk „Disquisitio de cimbrica origine populorum Vicentinas, Veronenses, Tridentinas ac Saurias Alpes incolentium“ die lange von Freising beherrschten Sprachinseln im nördlichen Friaul in das Cimbrische ein. 1709 hatte König Friedrich IV. von Dänemark das venezianische Festland besucht. In Vicenza vernahm er, daß wenige Meilen entfernt eine Landschaft liege, in der man eine dem Deutschen ähnliche Mundart spreche. So kam er in die „Sieben Gemeinden“ und redete mit den Bewohnern. Mag sein, daß er glaubte, bei den „Cimbri“ Bluts- und Sprachverwandte seines Königsreichs zu finden. Nach seiner Rückkehr bekundete er, daß an seinem eigenen Hofe niemand besser

deutsch spreche, als er in jenen Gegenden gehört habe. Bereits vor Johann Andreas Schmeller bestritt der aus der „Terra Cimbra“ stammende Geschichtsschreiber Modestus Bonata die Idee, seine Landsleute seien die Reste der von Cajus Marius geschlagenen Cimbern. Er untersuchte die Wörter, fand darunter mehr als hundert „slawischen Ursprungs“ und die vereinzelt italienischen nach deutscher Art gesprochen. Alle anderen entsprachen der „alemannischen“ Sprache, wie sie vom 11. bis zum 14. Jahrhundert verbreitet war.

„Mir war, als hörte ich Klänge des 11. Jahrhunderts“, sagte der verdienstvolle bayerische Sprachforscher Johann Andreas Schmeller, als er 1833 zum erstenmal über Lafrana in die Sieben und Dreizehn Gemeinden wanderte. Er bestätigte, daß die alte Sprache wirklich das Bairisch-Tirolerische des 11. und 12. Jahrhunderts ist. Gestützt auf örtliche Quellen, schrieb er in aller Eile ein cimbrisches Vokabular, das postum 1855 in Wien herausgegeben wurde und fast 3000 Hauptwörter umfaßt. Zusammensetzungen und Ableitungen nicht gezählt.

Wer sind sie? Woher kommen sie?

Schmeller verdanken wir auch die Auffindung einer Urkunde aus Benediktbeuern über die Ansiedlung von Klosteruntertanen im Gebiet der späteren Dreizehn Gemeinden, wahrscheinlich im Raum von Badia Calavena, um das Jahr 1050. Walther, der aus Ulm stammende Bischof von Verona, hatte dort

Kirche und Kloster errichten lassen, das sich wie das benachbarte Villanova di San Bonifacio um Rodung und Urbarmachung der Alpenlandschaft annahm. Die Ländereien in den Lessinischen Bergen nordöstlich von Verona gehörten ursprünglich dem Benediktinerkloster Santa Maria in Organo zu Verona, dem mehrfach Äbte aus Bayern vorstanden. Im Übrigen waren zahlreiche Bischöfe von Verona, Padua und Vicenza, von Trient und Aquileia nicht zu reden, bis zum Ende der Stauferzeit Deutsche.

Für die Sieben Gemeinden sind derart frühe Urkunden über eine Zuwanderung aus Bayern oder Tirol noch nicht gefunden, doch sind die meisten Gemeinden bereits um das Jahr 1000 belegt. Auch hier waren die Benediktiner Träger der Besiedelung. Für den Westteil der Hochebene von Asiago war dies das Kloster San Felice e Fortunato in Vicenza, das auch im Raum von Schio Ländereien besaß und dort noch heute das romanische Kirchlein des heiligen Martin seelsorgerisch betreut. Im Osten wirkte das Benediktinerkloster von Campese bei Bassano. Bei seiner Gründung war auch das Geschlecht der Ezzelini beteiligt, das dem Bistum Freising früh alte Besitzungen streitig machte und von Kaiser Konrad II. bereits 1036 mit Gütern am Ostrand der Sieben Gemeinden belehnt wurde. Die ehemalige Klosterkirche ist noch heute die letzte Ruhestätte der Ezzelini.

Die Blütezeit der Cimbern

Bereits 1180 wurde in San Mauro di Saline bei Verona ein Erzpriester „Cimbrus“ erwähnt. 1329 nennt der Dichter Ferreo dei Ferreti seine Vaterstadt Vicenza „Cimbria“. Im Bereich des Fürstbistums Trient reichte das Cimbriental bis ins Suganertal und zur Etsch. Bischof Albrecht siedelte zwischen 1158 und 1177 Bauern und Bergleute im Gebirge östlich der Etsch an. Friedrich von Wangen, ebenso deutschsprachig wie Bischof Albrecht, erwarb um 1215 die Hochebene von Folgaria/Filgreit und besiedelte sie mit Bauern aus dem südlich gelegenen Posina-Tal. So wurde in Filgreit, ebenso wie im benachbarten Lavarone/Lafraun, noch bis ins 19. Jahrhundert cimbrisch gesprochen.

Im „Decamerone“ des Giovanni Boccaccio wird die Beerdigung des seligen Heinrich von

Bozen geschildert, der 1315 als armer Tagelöhner in Treviso starb und zu dessen Begräbnis 30 000 Cimbern von den Bergen heruntergestiegen waren. 1311 verständigte sich der Feldhauptmann Sigofredo Ganzera bei der Verschwörung gegen Padua mit den Vicentiniern in deutsch. Vicenza wurde auf Cimbrisch damals als Visentain bezeichnet und noch 1582 erschienen vor dem Grafen Trapp als dem Herrn von Beseno an der Etsch auch Leute aus „Taitisch Visentainer Gepiet“. Die Zeit von 1400 bis 1520 darf als größte Blütezeit des Cimbrientums angesehen werden. Die häufige Berufung von Priestern aus Deutschland bis in die Monti Berici südlich von Vicenza bestätigt die einstige Ausdehnung des cimbrischen Sprachraums.

Renaissance, Humanismus und das Erwachen des italienischen Nationalismus machten der Ausbreitung des Cimbrischen ein Ende. Die Abschnürung vom Reich seit Beginn der Gegenreformation – aus Angst vor protestantischen Einflüssen durch deutsche Priester – führte rasch zu einem Rückgang der cimbrischen Sprache.

Die Republiken der Sieben Gemeinden und der Dreizehn Gemeinden

Die Cimbern lebten aber weiter in ihrem Kernland, mit der Republik Venedig eher verbündet als von ihr beherrscht, nach ihren eigenen Gesetzen, einem Privileg entsprechend, das ihnen mehrfach von den Visconti und den Skaligern, dann von der Markusrepublik zugestanden wurde. Zur Wahrung der öffentlichen Interessen schufen sie eine Regentschaft. Sie regierte für die Sieben Gemeinden in Asiago und schickte ihre Botschafter bis zum Kaiser nach Wien. Jede Gemeinde war in ihr mit zwei Abgeordneten vertreten. Von 1310 bis 1807 dauerte die „Gloriosa Lega delle Sette Terre“ als älteste Alpenrepublik, entstanden noch vor der Schweizer Eidgenossenschaft, mit „siben alte komoin, prüüdere liebe“ („sieben alten Gemeinden, liebe Brüder“).

„Das Vikariat des Gebirges“, die „Draitzén Kamaun ‘un Bèarn“ wurden von einem Großen Rat mit 39 Mitgliedern und dem Kleinen Rat, bestehend aus einem Oberhaupt (Vicario), 13 Räten und einem Kanzlisten, regiert. Die Versammlungen und Beratungen fanden in Velo statt, der Vicario als Amtmann Vene-

digs hielt seine Udienze in Badia Calavena. 1797 verloren die Cimbern mit dem Ende der Markusrepublik ihren politischen Rückhalt. Vergeblich zogen die Cimbrischen Milizen ein letztes Mal gegen Napoleon zu Felde, wohl die einzigen Getreuen, die Venedig noch hatte. Während einer kurzen österreichischen Herrschaft bestätigte Kaiser Franz II. noch einmal die Privilegien der Gemeinden. Am 29. Juni 1807 aber hob Napoleon die Sonderrechte des Cimbrientalandes, das nun an Italien angeschlossen wurde, endgültig auf. Versuche, unter der erneuten österreichischen Herrschaft von 1815 bis 1866 die alten Privilegien wieder zu bekommen, blieben ohne Erfolg. Die Briefe an den Kaiser wurden nicht einmal beantwortet. Metternich unterdrückte alle demokratischen Bewegungen.

Die Sieben Gemeinden im Ersten Weltkrieg

Der Erste Weltkrieg wurde zum Schicksal für die Cimbern, die jahrhundertlang Schlachten und Übergriffe an der strategischen Nahtlinie zu Österreich überstanden hatten. 1915 war Italien in den Krieg gegen die Mittelmächte eingetreten, nachdem die Engländer die Brennergrenze versprochen hatten. 1916 unternahm die Österreicher die sogenannte „Strafexpedition“ gegen den einstigen Verbündeten, die zur völligen Zerstörung der Ortschaften auf der Hochebene von Asiago führte. Eine Frontlinie zerriß das Gebiet. Westlich der Assa standen die Österreicher, die die Bewohner von Roana und Rotzo nach Böhmen evakuierten. Die Italiener auf der Ostseite schickten die Cimbern von Enego, Foza, Gallio und Asiago, die teilweise kaum italienisch sprachen, bis nach Sizilien, wo sie ihrer Sprache wegen als Verräter angesehen und mißhandelt wurden.

So ist es zu erklären, daß das Cimbrische östlich der Assa bis auf einige Einöden um Asiago fast völlig ausgestorben ist, während es sich auf der Westseite in Rotzo, Roana und vor allem Mezzaselva behaupten konnte. 1919 fiel Lusern an Italien. 1942 wurden seine Bewohner als Folge eines Abkommens zwischen Hitler und Mussolini nach Böhmen ausgesiedelt. 1945 kehrten sie in das teils zerstörte, teils geplünderte Dorf zurück.

Cimbrisch heute

„Bar réidan tautsch“ – „Wir reden deutsch“ sagen noch heute stolz die Bewohner von Glazza in den Lessinischen Bergen und „toitsch prechtan“ auch Bürger von Mezzaselva, Castelletto und Roana. „Réeda bar asbla biar“, „reden wir wie wir“, meint man schließlich auch in Lusern, wo man sich mit den Fremden auch im trientiner oder deutschtiroler Dialekt unterhalten kann. Mehrsprachig sind die Cimbern gezwungenerweise schon lange Zeit. Ihre Sprache, die sich um 1200 bis nach Monte di Malo, wenige Meilen von Vicenza entfernt, ausdehnte und – nach venezianischen Quellen – die einzige Sprache des Cimbrientalandes war, ist heute auf wenige Ortschaften beschränkt.

So ist im Laufe der Jahrhunderte das Sprachgebiet immer mehr geschrumpft. Sprachbrücken zwischen den Dreizehn Gemeinden von Verona und den Sieben Gemeinden von Vicenza, beispielsweise nördlich von Schio in der Valle dei Signori und bei Recoaro, zerfielen und vom cimbrischen Sprachraum im Trientiner, der einst bei Rovereto bis hinunter zur Etsch reichte, die Großgemeinden Folgaria und Lavarone umfaßte, hat sich nur die kleine Gemeinde Lusern, allerdings sehr sprachlebendig, erhalten.

An seiner Lebendigkeit hat das Idiom jedoch bis heute nichts verloren. Obwohl nur noch von wenigen tausend Menschen gesprochen, klingt es kraftvoll und vital wie einst. Volltonige Endungen wie „haano“ für „Hahn“ und „maano“ für „Mond“ erinnern an das Althochdeutsche. Unverdummt hell hat sich dabei das „a“ erhalten, einzig in der Vielfalt bairischer Dialekte. Unverkennbar bestätigen Kennwörter wie „ertag“ für „Dienstag“, „pfintztag“ für „Donnerstag“ und „pföad“ neben „hémade“ für „Hemd“ oder „khentan“ für „anzünden“ (bairisch: „okenten“) die Herkunft. Was bei uns ins Vulgäre abgeglitten ist, wie „pfaff“ für „Priester“ oder „baip“ für „Weib“, „Frau“, „söachan“ und „schaissan“ für die menschliche Notdurft, ist höfliche Umgangssprache. Daneben ist das Cimbrische reich an Diminutiven wie „hoisle“ für „kleines Haus“, „baible“ für „Weible“ oder „biirle“ für ein „kleines Bier“, um nur einige zu nennen. Unterschiedliche Zuwanderung und isolierte Entwicklung ha-



ben die einzelnen Dialekte des Cimbrischen verändert, wobei beispielsweise das an die Sieben Gemeinden grenzende Lusern sprachlich mit Giazza verwandter ist als mit dem benachbarten Roana. Schön heißt in den Sieben Gemeinden „schöön“, in Giazza „schüan“, in Lusern „schüan“ bzw. „schumma“. Fleisch bietet sich in einer Vielfalt von Varianten an. Unser „w“ wird labial fast immer als „b“ gesprochen, „bain“ also für „Wein“ und „basar“ für „Wasser“. Vergessen wir dabei nicht, daß auch in Bayern Sebastian zu Wastl und andererseits der Löwe zu einem gesprochenen Löbe wird.

Früh entstanden erste Wortsammlungen der alten Sprache, für die Dreizehn Gemeinden Fragmente von Domenico Catazzo aus San Bartolomeo um 1778 und ein bescheidenes Wörterbuch von Marco Pezzo 1763 aus Griez, eine verschollene Liste von Dal Bosco-Ferro aus Giazza. Das grundlegende Werk für die Dreizehn Gemeinden kommt 1885 von den Brüdern Cipolla. In den Sieben Gemeinden ist das Vokabular von Agostino dal Pozzo, das Schmeller noch kannte, verschollen. 1820 wurde ein Auszug gedruckt. Dazu kommen die Manuskripte von Don Rebeschini und – sehr wichtig – von Dr. Giulio Vescovi, Notar in Asiago. Bedeutsam für Lu-

sern war das 1905 erschienene grundlegende Werk von Pfarrer Josef Bacher. Nach dem Ersten Weltkrieg waren es in Giazza vor allem Pietro Mercante und Giuseppe Cappelletti, die sich um die Erfassung und Rettung des Cimbrischen bemühten.

Der Zweite Weltkrieg brachte eine weitere böse Zäsur. Der Partisanenkrieg schlug auch im Cimbrenland Wunden, die nur langsam vernarben. So wurde in Giazza der Ortsgeistliche in den letzten Kriegstagen sinnlos erschossen und ein deutscher Soldat, der Kritik daran übte, mit ihm. In mehreren Orten der Sieben Gemeinden kam es gleichfalls zu Repressalien. Es war nach Kriegsende nicht leicht, wieder zu beginnen. In den frühen fünfziger Jahren fand der Landshuter Cimbrenforscher Hugo Resch in die Gemeinden und konnte enge Kontakte mit Eligio Faggioni aus Giazza, Umberto Martello und S. Domenico Frigo aus Roana und der Sippe der Nicolussi aus Lusern knüpfen. Auf Anregung von Professor Marco Scovazzi von der Universität Mailand begann er mit einer Wortsammlung der drei cimbrischen Bereiche, die in jetzt nahezu 70.000 Vokabeln von dem noch heute großen Reichtum der cimbrischen Sprache kündigt, der sich auch in zahlreichen Volksliedern und Sprichwörtern wiederfindet.

Pflege von Sprache und Kultur

Die nur wenige Jahrhunderte unterbrochenen Beziehungen des Cimbrenlandes zu Bayern und Österreich konnten wiederaufgenommen werden. 1968 wurde in Bayern ein Cimbren-Kuratorium gegründet, das sich mit Unterstützung des Freistaats um Erhalt von Sprache und Kultur des Cimbrenlandes bemüht. Schwesternvereinigungen entstanden mit dem Curatorium Cimbricum in den Dreizehn Gemeinden, dem Cimbrischen Kulturinstitut von Roana und den beiden Kulturvereinen in Lusern.

Längst haben sich deutsche, österreichische, italienische, amerikanische und russische Universitäten ebenso wie Akademien in Dänemark und Schweden für das Cimbrische interessiert. Die Meinung Bergmanns, des Herausgebers von Schmellers Wörterbuch, daß die Literatur des Cimbrischen nichts Volkswürdiges besitze, sondern nur ein „künstliches Produkt von gelehrten und

geschulten Männern sei“, ist längst ad absurdum geführt; man braucht nur in den vom Cimbren-Kuratorium herausgegebenen Werken lesen (Bezugsquelle: Bayerisches Cimbren-Kuratorium, Versandstelle Landshut, Drosselweg 6).

Für viele bedeutende Cimbren – eine Aufzählung würde den Rahmen dieses Artikels sprengen – mögen zwei Politiker der jüngsten Zeit stehen: Josef Broz-Tito, dessen Vater als Eisenbahnarbeiter vom Cimbrenland bei Lusern nach Kroatien ging, und der große Europäer Alcide de Gasperi, der aus der Hochebene von Lafraun stammte. Auch Mariano Rumor, der ehemalige italienische Ministerpräsident und Abgeordnete des Europa-Parlaments, hat cimbrische Vorfahren.

Die Patenschaften – lebendiges Europa

Die Gründung der Patenschaft zwischen dem Landkreis Landshut und den Sieben Gemeinden in der Provinz Vicenza hat bei den Menschen auf der Hochebene von Asiago (Siege) nicht nur zu einer Rückbesinnung auf die gemeinsame Herkunft, sondern auch zu einer kräftigen Belebung der cimbrischen Kultur und der alten Sprache geführt. Da das gesprochene Cimbrisch unserem stark bäuerlich geprägten niederbayerischen Dialekt näherkommt als schriftliche Aufzeichnungen, führt jeder Besuch zu neu entdeckten Gemeinsamkeiten. Es gibt gleiche Haus- und Flurnamen, und die Nomenklatur bei den alten bäuerlichen Geräten in Haus und Hof stimmt zu 85% überein.

Wenn man irgendwo einen sympathischen entfernten Vetter entdeckt, bemüht man sich, die weite Spanne in der Genealogie durch besondere Herzlichkeit zu überbrücken, die gemeinsame Wurzel zu finden und Begegnungen häufiger zu suchen. Wir haben das erfahren, als wir zum ersten Mal im Advent des Jahres 1974 einer Abordnung aus den Sieben Gemeinden im „Alten Rathaus“ von Geisenhausen begegneten. Schon der äußere Habitus der Besucher aus Roana, Asiago und Lusern fügte sich nuancenlos ins altbayerische Erscheinungsbild. Aus den ersten Kontakten ist eine Partnerschaft geworden, die von echter Freundschaft und Zuneigung getragen ist. Sie ist auch nach einem Dezenium noch nicht zu einer Pflichtübung von Honoratioren verflacht.

Kinderbettelied aus Lusern

Rümbi rümbi,
bär da epas gibt,
geat en hümbil
raubt raubl,
bär da nicht gibt,
geat kam tauvli!

Rümbel rümbel,
wer da etwas gibt,
geht in den Himmel!
Reubel reubel,
wer da nichts gibt,
geht zum Teufel!

Marlengebet aus Glazza

O müatar 'me himal'
khear abar daiⁿⁱ oge
un pete for alje
bo rüfan tzo diar:
Ave Maria

De jungan, de alten
sain alj' un dain füassan,
for lentage un toate,
das ist ier gapet:
Ave Maria

O Mutter im Himmel,
kehr zu uns dein Auge
und bete für alle,
die rufen zu Dir:
Ave Maria

Die Jungen, die Alten
sind all' Dir zu Füßen,
für Lebende und Tote,
das ist ihr Gebet:
Ave Maria

Die Zahl der Menschen, die sich jährlich in beiden Richtungen begegnen, geht in die Tausende. An erster Stelle stehen die privaten Besucher, dann folgen Vereine und Gruppen. Die bekannten Chöre aus dem Altopiano (der Hochebene von Asiago) sind häufig zu Besuch in Landshut. Umgekehrt haben unsere Chorgruppen und Trachtenvereine viele Freunde und Bewunderer gefunden. Besonders erfreulich sind die Schulpartnerschaften mit jährlichem Schüleraustausch. Nichts ist geeigneter, das gegenseitige Verstehen zu fördern und Vorurteile abzubauen, als gerade dieser Austausch, der vom Gymnasium Vilsbiburg mit dem Liceo Tecnico in Asiago und von den Gymnasien Selgenthal und Furth mit dem Liceo Scientifico in Schio durchgeführt wird. Beim gemeinsamen Ge-

schichtsunterricht wird offenbar, daß wir von den Römern bis heute jahrhundertlang innerhalb derselben Reichs- oder Staatsgrenzen gelebt haben. Das Mischungsverhältnis aus keltischem, römischem und germanischem Erbanteil dürfte bei Altbayern und Cimbern sehr ähnlich sein.

Die Stadt Landshut und mehrere Gemeinden des Landkreises sind mit Orten in der alten Terra Cimbra verschwistert. Vor dem neuen Rathaus in Velden/Vils steht ein herrlicher Brunnen, Patengeschenk der Gemeinde Romana. Die Inschrift „GEE'BAR MITTANANDAR“ ist eine Treueerklärung und wäre mit dem tiefen Sinn, der dahinter steht, das tragfähigste Programm für Europa: Gehen wir endlich miteinander!

Schulreport 1984/1

An tëllele, an bëllele,
bia untar hia,
halta böol, komäar' Maria!

(von einer alten Frau aus Cesuna, die ihrer Freundin erzählt, wie es im Himmel gewesen ist nach Edoardo Rostan, 1983)

Ein kleines Tal, ein kleiner
Wald, wie hier unten,
lebe wohl, Gevatterin Maria

An paar bort 'un Ljetzan

Haute de kljökkan lautan!
Un a-baur? Böazzasto du?
In lautar tziagat de söakdar!

Heute läuten die Glocken!
Und warum? Weißt du es?
Der Glöckner zieht an den Seilen!

Un böazzasto du, un a-baur
in hunt geat kame hakhar-vljaisch?
Ear vingat de tur öufan!

Und weißt du, und warum
der Hund zum Fleischhacker geht?
Er findet die Türe offen!

(Antonio Fabbris, 6. Juli 1983)



Öltare Ljetze pätar khirche
Glazza von oben mit der Kirche

Buchbesprechung:

Wilhelm Baum: **Geschichte der Zimbern.** Gründung, Sprache und Entwicklung der südbairischen Siedlungen in den VII und XIII Gemeinden in Oberitalien.

Mit der Veröffentlichung des Buches „Deutsche Sprachinseln in Friaul“ (Klagenfurt 1980), darin auch auf die VII vicentini-schen und XIII veronesischen Gemeinden eingegangen wird, beschäftigt sich der aus Düsseldorf gebürtige Germanist Wilhelm Baum erstmals mit dem Phänomen des „Cimbrischen“. Nachdem dann als konsequente Folge die Arbeit „Deutsche und Slowenen in Krain“ und darauf (1983) das Werk „Nikolaus Cusanus in Tirol“ (Athesia, Bozen) erschienen waren, überrascht der beschlagene Autor nun mit der Ausgabe „Geschichte der Zimbern“. Dies wohl nicht zuletzt, weil es bisherigen Publikationen keineswegs an falschen Hypothesen und erfundenen Theorien mangelte. Schon 1916 war es Hans von Voltolini gewesen, der es bedauerte, daß „eine kritische und nüchterne, aus den Quellen geschöpfte Darstellung des historischen Ganges der Besiedlung der Zimbernräume noch immer fehlte“, hatte man in diesen Sprachinseln doch sowohl Nachkommen der Zimbern aus Jütland als auch der Räter, Tigriner, Alemannen, Goten — ja sogar Hunnen — und schließlich späterer Deutscher zu erkennen geglaubt. Wilhelm Baum beschreitet in seinem Werk den umgekehrten Weg, d.h. er geht nicht von den bisherigen oft legendären Publikationen aus, sondern von den vorhandenen Urkunden und vergleicht deren Resultate mit den Ergebnissen der modernen Sprachwissenschaft. Er nennt seine Arbeit eine „Minimalgeschichte“, darin er den Wust der bisherigen Zimbernliteratur arg zusammenstutzt, schließt aber nicht die Möglichkeit aus, daß es über etwaige Aufdeckungen von noch unbekannteren Urkunden zu weiteren Ergänzungen kommen könnte. Das Geleitwort der äußerst informativen Ausgabe rührt von Landrat Hans Geiselbrechtner, der auf eine seit 1974 bestehende erfolgreiche Patenschaft zwischen dem Landkreis Landshut und den Hochebenen von Asiago hinweist und die verdienstvolle Tätigkeit des Zimbernforschers Hugo Resch als Verbindungsmann lobend hervorhebt.

Von den bisher vertretenen Theorien verdiente — nach Baum — nicht zuletzt die noch nach 1939 von Bruno Schweizer vertretene Meinung eine Nachprüfung, hielt Schweizer die Zimbern doch für Nachkommen der Langobarden und nicht für Südbaiern. Als die ersten Deutschen die Sprachinseln besiedelten, gab es nämlich längst keine langobardische Sprache mehr, nicht zu vergessen, daß aus einer Urkunde von ca. 1055 einwandfrei hervorgeht, daß die Siedler aus der Gegend von Benediktbeuern während einer zehnjährigen Hungersnot nach Verona ausgewandert sind. Hiemit ist auch die oft vertretene An-

sicht hinfällig, nach der die VII Gemeinden älter seien als die XIII Gemeinden über Verona.

Die Hauptmasse der Neusiedler ist aber erst im 12. Jahrhundert ihren Vorgängern nach Süden gefolgt. Sicher gelang es verschiedenen Gruppen noch im 14. und 15. Jahrhundert selbst bis über Vicenza und Padua bis an den Rand der Euganeischen Hügel vorzudringen, doch muß die eigentliche Landnahme im Süden schon um 1300 im wesentlichen als abgeschlossen betrachtet werden.

Obwohl die Beschneidung mancher im Laufe der Zeit erworbenen Rechte und Privilegien in der Folge nicht über Nacht einsetzte, kann der eigentliche Beginn der Zusammenschmumpfung des Zimberntums erst mit dem Einbruch der Reformation in Zusammenhang gebracht werden, hat man doch alles, was deutsch war, mit evangelisch gleichgesetzt. Nachdem die zimbrischen Gebiete 1815 nach dem Sturz Napoleons wieder unter österreichische Herrschaft geraten waren, hat diese — die der nahen Tiroler nicht ausgenommen — so gut wie nichts zur Erhaltung der zimbrischen Kultur getan. 1848 und 1860 zeigt die Teilnahme der Zimbern am Aufstand gegen Österreich bzw. am „Zug der 1000“ unter Garibaldi, daß ein Teil der Zimbern schon sein einstiges Herkunftsbewußtsein verloren hatte und sich als Italiener fühlte. Eine Wiederbesinnung setzte aber ab 1866 mit der liberalen Ara Österreichs ein.

Seit Jahren hat nun selbst bei den italienischen Behörden ein Umdenken eingesetzt. Auch tragen die Bemühungen des Bayerischen Cimberncuratoriums ihre Früchte, gelingt es doch der führenden Persönlichkeit von Hugo Resch als Ehrenbürger sowohl der VII als der XIII Gemeinden, den Menschen das Bewußtsein zu erhalten, daß die zimbrische Kultur etwas Einzigartiges ist, das mit Stolz weitergepflegt werden soll. Zudem gestatten nun die italienischen Behörden sowohl in Ljetzan/Giazza der XIII als in Roban/Roana der VII Gemeinden schulischen Unterricht in der zimbrischen Mundart. Von einem schon so oft angekündigten Ende des Zimberntums kann also wohl keine Rede sein.

Das Buch von Wilhelm Baum ist also nicht nur interessant. Mit der Wiedergabe der Urkunden, einem ausholenden Verzeichnis der wichtigsten Zimbernliteratur und dem Foto- bzw. Kartenmaterial ist es für Zimbernforscher und -freunde sogar unentbehrlich. Aber nicht nur für Deutschsprachige, sondern genauso für Italiener, ist doch die ganze Ausgabe vollinhaltlich ins Italienische übersetzt. Dies besorgte in tadelloser Weise der aus Tregnago im Val d'Illasi, dem einst zimbrischen Ort „Kalfein“, stammende Iginio Molinari.

Hans Fink, Brixen

Quelle: „Der Schlem“ Bozen 4/1984

Dort, wo das Wirtshaus noch "biarthaus" heißt

Von Karl Birkenseer

De sunna hat sich gahat nöchont dorbékhet. Dar maano ist gabést hóach au in de belt. Un 's gras, dorre vomme lésten raifen von oktober, hat garuspelt untar de trite vomme Slérach un de sain ksele.* So beginnt die cimbrische Fassung des „Altar-Khnotto“, einer der ältesten Legenden aus dem Gebiet der Sieben Gemeinden in den Vicentiner Alpen. Ins Neuhochdeutsche übersetzt, lautet der Anfang des „Altar-Khnotto“ etwa: „Die Sonne war noch nicht erwacht. Der Mond stand hoch oben am Himmel. Und das Gras, dürr geworden vom letzten Reif des Oktobers, raschelte unter den Tritten des Schlerach und seiner Gesellen.“ Die erste Niederschrift der über Jahrhunderte hinweg mündlich überlieferten Legende aber erfolgte in italienisch, am Ende des letzten Jahrzehnts und angereichert um viele „Elemente des Heldischen, Wunderbaren und Geheimnisvollen“, deren die ursprüngliche „dürftige Handlung“ entbehrte. Daß sich Edoardo Bertizzolo, der Autor, dennoch darauf berufen kann, so etwas wie einen Originaltext niedergeschrieben zu haben — trotz der neuitalienischen Sprache, trotz der „modernen“ Zusätze —, das hängt mit der langen Geschichte der Sieben Gemeinden und ihrer cimbrischen Einwohner zusammen.

Die Bewohner der Sieben Gemeinden sprechen, wie alle übrigen der Vicentiner Gebirge, gewöhnlich deutsch, wenn auch viele von ihnen die italienische Sprache kennen. Es ist eine allgemein verbreitete Ansicht, daß sie ihrer Herkunft nach Goten, Ostgoten oder Cimbern seien, die einst kamen, um Italien zu bezwingen. Nachdem sie von römischen Heerführern geschlagen und besiegt wurden, haben sie sich vielleicht auf die Vicentiner Berge zurückgezogen. Es sind nur wenige Jahrzehnte, daß ein Teil von ihnen, der der Stadt Vicenza benachbart wohnt, seine Sprache verloren hat, die die der Goten ist und die diese gut verstünden, könnten sie mit ihnen reden. Darüber hinaus haben die Einwohner des Gebirges von Vicenza sprachliche Verständigungsmöglichkeiten mit der übrigen Bevölkerung Deutschlands, von der sie sich nur wenig unterscheiden. Wie sie besitzen sie einen wilden Charakter und bewahren deren körperliche und seelische Kraft und Stärke. Dank ihres gut gebauten Körpers sind sie bereit und imstande, jede Anstrengung und Beschweris zu ertragen.*

Altbairische Vorfahren

Nun, Francesco Caldugno (?—1608), der Verfasser dieser Zeilen, mußte ja wissen, wovon er schrieb; denn er versah im Auftrag der Republik Venedig das Amt eines „Proveditore ai confini in



Stolz verweisen die Bewohner der altbairischen Sprachinseln in Oberitalien auf ihre Herkunft: „Biar soin Cimbern“ (Wir sind Cimbern) im Wappen eines Luserer Kulturkreises.

Vicentina“, was soviel heißt, daß er als Grenzsprekter im Vicentiner Land darauf achten mußte, daß die Bevölkerung ihren „wildem Charakter“

nicht allzu stark hervorkehrte; da kannte er sicher seine Pappenheimer, die im übrigen treue Untertanen der Markusrepublik waren. Mit der „allgemein verbreiteten Ansicht“ über die Abstammung von den Goten, Ostgoten oder Cimbern lag Caldogno allerdings, was er damals noch nicht wissen konnte, falsch. Vor allem die Erforschung sprachlicher Merkmale läßt es inzwischen als gesichert erscheinen, daß die Menschen mit dem gar nicht südländisch klingenden Idiom, die im geographischen Dreieck zwischen Trient, Bassano und Verona angesiedelt sind, von altbairischen Vorfahren abstammen. Nicht lange nach der Wende vom ersten zum zweiten Jahrtausend christlicher Zeitrechnung muß es gewesen sein, als aus der Gegend um Benediktbeuern die ersten Einwanderer kamen, um sich im Gebiet nordöstlich von Verona niederzulassen: was entstand, sind die heutigen Dreizehn Gemeinden, neben den Sieben Gemeinden und Lusern eines der drei Zentren „cimbrischer“ Lebensart in Oberitalien. Die Erkenntnis, einen alten südbairischen Dialekt zu sprechen und mit den Cimbern im Grunde so wenig zu tun zu haben wie ein echt Münchner Kindl mit einem Menschen von der Waterkant, hat nicht daran gehindert, bei der seit Jahrhunderten gebräuchlichen Bezeichnung zu bleiben. „Was lange währt, ist gut“, scheint man sich zu denken und bekennt voller Stolz: „Biar sein Cimbern.“

Die erste Alpenrepublik

Das bedeutet: „Wir sind Cimbern“, und mit Bier hat das cimbrische Personalpronomen „biar“

noch viel weniger zu tun als das ähnlich klingende „biartshaus“. Die Erklärung ist einfach: in der Sprache der altbairischen Cimbern aus Oberitalien wird der Labiallaut w noch als b gesprochen, weshalb es eben nicht „Wirtshaus“, sondern „biartshaus“, nicht „wir“, sondern „biar“ heißt. Im übrigen ist diese Lautverschiebung dem gestandenen Bayer eh alltäglich und geläufig, etwa im Gegensatz Sebastian / Wasstl oder hinab/owe. Mehr Schwierigkeiten dürfte die cimbrische Lautung da unserem erzitalienischen Francesco Caldogno bereitet haben oder aber auch dem jeweiligen Stadthalter der venetischen Republik, denn der mußte (wie noch heute der italienische Gemeindegemeinschreiber) neben seiner Muttersprache auch das Cimbrisch/Bairische beherrschen, um die seit etwa 1200 intern unabhängige Alpenrepublik der Sieben Gemeinden (die erste ihrer Art!) unter der Oberhoheit Venedigs und bei der Stange zu halten. Die Bindungen zu Bayern beschränkten sich nicht auf das sprachliche Herkommen: bis hin zur Lutherzeit wurden die Geistlichen für die Sieben Gemeinden aus Bayern geholt. Dann allerdings bekam der zuständige Bischof von Padua Angst, mit den Priestern vom nördlichen Rand der Alpen könnte der „Bazillus der Reformation“ eingeschleust werden, und so mußte man sich von da an mit heimischen Kräften zufriedengeben. Der letzte bayerische Geistliche der Sieben Gemeinden kam 1475 aus Geißenfeld nach Roana und noch heute hängen die „Cimbern“ so sehr an ihrer bayerischen Verwandtschaft, daß sie es vor Jahren gern gesehen hätten, wenn Kardinal Joseph Ratzinger Papst geworden wäre.

2000 „Cimbern“ blieben übrig

Noch Ende des 16. Jahrhunderts konnte Francesco Caldogno über die Einwohnerschaft der Sieben Gemeinden schreiben: „Alle diese Gemeinden zählen zusammen 2700 Feuerstellen, 16 200 Seelen und bringen 5000 Mann für den Wachdienst auf.“ Bis auf 5000 „Seelen“ war die Zahl der Cimbern in den Sieben Gemeinden zu Beginn des ersten Weltkrieges zusammengeschrumpft, der Krieg selber sorgte für den Rest: als die Österreicher durch das damals in habsburgischer Hand befindliche Lusern nach Italien durchzustößen versuchten, blieben sie im Gebirge hängen, wobei die Sieben Gemeinden fast

völlig zerstört wurden. Die Bewohner wurden teils nach Österreich, teils in entfernte italienische Gebiete evakuiert, so daß viele Cimbern ihre Sprache verloren. Heute leben in Lusern, den Sieben Gemeinden und den Dreizehn Gemeinden zusammen noch etwa 2000 urwüchsige Cimbern, die sich zu ihrer Sprache und Kultur bekennen.

Aber auch dort, wo das Altbairische allmählich vom Italienischen verdrängt wurde, bezeichnen sich die Einwohner als Cimbern und pflegen ihr Volksgut. Zu ihnen gehört der schon erwähnte Edoardo Bertizzolo, der die Legende des Altar-

Khnotto — eine sagenhafte Schilderung des Übergangs „von einer trivial-primitiven Welt des Jagens zu jener weiter entwickelten der Weid- und Landwirtschaft, vom Heidentum zum Christentum“ — zwar italienisch niederschreibt, aber aus der mündlich weitergegebenen cimbrischen Überlieferung schöpft und selbst dann authentisch bleibt, wenn er seiner Phantasie freien Lauf läßt: denn diese Phantasie kann ihren cimbrischen Ursprung genausowenig verleugnen wie das erzählerische Grundschemata des „Altarkhnotto“.

Inzwischen gibt es breitgestreute Aktivitäten, so etwas wie eine eigene cimbrische Literatur zu schaffen, Volkslieder, Märchen, Fabeln, Flurnamen zu sammeln, die sprachliche Basis wissenschaftlich herauszuarbeiten. Daß das alles möglich ist, dürfte nicht zuletzt das Verdienst eines Mannes sein, der seit den 50er Jahren kontinuierlich versucht, die Besonderheiten der cimbrischen Kultur ins rechte Licht zu rücken. Hugo F. Resch, Pressereferent beim Arbeitsamt in Landshut, bedauert es, daß er bislang seiner großen Passion nur in der Freizeit nachhängen kann.



Die Vicentiner Alpen mit den Sieben Gemeinden: Enago (Ghènebe), Foza (Vödsche), Lusina (Luslan), Gallo (Ghèlle), Roana (Robean), Rotzo (Rotz) und der Hauptort Asiago (Slèghe; siehe Pfeil). Zur geographischen Einordnung: Im Süden der Sieben Gemeinden liegt Vicenza, im Südwesten Verona und im Nordwesten Trient

Aber die Ergebnisse dieser „Freizeitarbeit“ können sich, besonders seit im Jahr 1970 das Bayerische Cimbri-Kuratorium gegründet wurde, sehen lassen. Das Kuratorium ist ein gemeinnütziger Verein, der vom Freistaat Bayern und der Region Venetien gefördert wird. In seiner Publikationsreihe erschienen so wichtige Werke wie Caldogno „Die Vicentiner Alpen und ihre Bevölkerung“ und „Altar Khnotto“ sowie der Gedichtband „nella stessa terra / in de selbe earda / in derselben erde“ von Edoardo Bertizzolo (Übersetzungen: Umberto Martello / cimbrisch, Hugo F. Resch/deutsch). Zur Zeit arbeitet Resch mit Unterstützung der Universitäten Padua, Mainz, Mailand und Wien an einem großen cimbrischen Wörterbuch, das ein erstes, weniger umfangreiches Vocabularium von Umberto Martello aus dem Jahr 1974 ablösen soll. Im Druck befindet sich gerade eine grundlegende Arbeit zur Geschichte der Cimbern, außerdem ist Hugo F. Resch im Augenblick dabei, die Evangelien ins Cimbrische zu übersetzen.

Azzolini und Pertele

Aber auch ganz praktische Früchte trägt das Engagement des Landshuters: so ist es in einigen Orten wieder möglich, Cimbrisch in der Schule zu lernen, zwar nur zweimal in der Woche und nachmittags, aber ein Anfang ist gemacht. In Lusern wiederum, der intaktesten alpbairischen Sprachinsel, ist das Cimbrische so alltäglich, daß die Kinder in den italienischen Kindergärten gehen müssen, um Italienisch zu lernen. Die Schreibnamen der Cimbern sind übrigens alle italianisiert, aber die alten Hausnamen haben im internen Kreis noch Heimatrecht, so daß ein Professor Sartori ebenso als Toll und ein Raiffeisendirektor Azzolini auch als Pertele bekannt ist. Am meisten stolz aber sind die Cimbern, und mit ihnen Hugo F. Resch, der vom italienischen Staat für seine Verdienste zum Ritter geschlagen wurde, daß ihr Idiom auch als Literatursprache bestehen kann. So etwa in Umberto Martellos Übertragung von Bertizzolos Gedicht „Ogni sera“: „Alle maal, / lichas maal / inkée ich von hoome, / schertzanten / ghèa ich naach / in vai-

lanten sunnen. / Ich ghèa / süüchanten an loch / ungakhannt un tilf / un ich bill / jukhan drin / in main gantzen sélbort (Jeden Abend, / jeden Abend / lauf' ich weg / von zu Hause / und verfolge / verzweifelt / die sinkenden Sonnen. / Such' einen Abgrund / unbekannt und tief. / möchte hineinstürzen / mein ganzes Ich).“ Die



„Brücke 'ume Rabakar“ auf dem Gebiet der Gemeinde Selva die Progno (eine der Dreizehn Gemeinden) nahe Verona. Hier zweigt vom Saumpfad des Frasellatales ein kleiner Fußweg zu den Häusern des Weilers Ravaro ab. Mit der kleinen „Brücke vom Rabenkar“ wird der Frasellatalebach überschritten.

Legende von Altar Khnotto aber schließt mit den Worten: „Auch heute weiß man nicht, woher sie kamen und ob sie noch auf dieser Erde herumwandern müssen, der Erde, die keine Märchen glauben will.“ Auf cimbrisch: „Oont holte bisset sich, von bannont saint sa gakhèmmet odar ba se höttent noch tzo lèntzan in diisar éerden, ba net bill klóoban de fabeln“.

Von den Sieben Gemeinden Von Anton Pfalz

Die ersten grundlegenden Arbeiten über Sprache und Herkunft der Bewohner der Sieben Gemeinden, ital. Sette Comuni, zimbrisch „siben kamään“, verdanken wir Schmeller, der im Herbst 1833 zum erstenmal, im Herbst 1834 zum zweitenmal das Hochland besucht hat. Die Ergebnisse seiner ersten Reise legte er in einem Vortrag in der Sitzung der 1. Klasse der Kgl. Akademie in München am 8. März 1834 vor, der dann in den Abhandlungen der Klasse im Jahre 1838 im II. Teil, 2. Abteilung, S. 559–708 unter dem Titel erschien: „Über die sogenannten Cimbern der VII und XIII Communen auf den Venetianischen Alpen und ihre Sprache“. Die Ergebnisse der zweiten Reise wurden nach Schmellers Tod (am 27. Juli 1852) von Josef Bergmann im Jahre 1855 im Auftrage der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien mit einer Einleitung und Zusätzen herausgegeben unter dem Titel: „Johann Andreas Schmellers sogenanntes Cimbrisches Wörterbuch, das ist deutsches Idiotikon der VII und XIII Comuni in den venetianischen Alpen“. Bergmann selbst hatte im Jahre 1847 die Hochebene besucht und berichtet darüber im 120. und 121. Band (1848) der Wiener Jahrbücher der Literatur in einem Aufsatz: „Historische Untersuchungen über die heutigen sogenannten Cimbern in den Sette Comuni und über Namen, Lage und Bevölkerung der Tredecim Comuni im Veronesischen“.

Die Sieben Gemeinden liegen auf dem Hochland zwischen den Flüssen Adige und Brenta in der Provinz Vicenza, rings von Bergen umfäumt. Ihre Bewohner nennen sich ital. Cimbri, ein Name, der allgemein Aufnahme gefunden hat. Mit den alten Kimbern haben diese im 12. und 13. Jahrhundert eingewanderten Deutschen nichts weiter zu tun. Der Name Cimbri wird vielmehr zu mhd. zimbern, zimberman (zimmern, Zimmermann) zu stellen sein. Denn diese Ansiedler waren hauptsächlich Holzarbeiter, Waldleute. „Ich pin an Zimber“ oder „an Zimberman, an Zimberbaip, bior sain Zimberläute“ (ich bin ein Zim-

¹⁾ Ein umfangreiches Literaturverzeichnis gibt Stephan Schindler, Reste deutschen Volkstums südblich der Alpen. Köln (1904). Man vergleiche ferner: Günther, Deutsche Sprachinseln in Italien in Deutsche Erde I und Wippschulte edd. IV. S. v. Voltellini, Archiv f. österr. Geschichte 92 (1903) 98. Literaturangaben und Proben zimbrischer Sprache bietet Aristide Baragiola, La casa villereccia delle Colonie Tedesche Veneto-Tridentine, Bergamo 1908.

ber, ein Zimbermann, Zimberweib, wir sind Zimberleute), sagen die Bewohner, nach ihrer Landsmannschaft befragt. Heute freilich ist das Hochland zum größeren Teil verkarstet infolge unzweckmäßiger Waldwirtschaft. Die italienische Regierung läßt sich jedoch die Aufforstung recht angelegen sein.

Eine Übersicht über die politische Zugehörigkeit der Sette Comuni gibt Bergmann in seiner Ausgabe des Schmellerschen sog. Zimbrischen Wörterbuches S. 23. Danach gehörten zunächst einige Orte den Klöstern Oliero und S. Floriano über dem rechten Brentafluß, den Ponzi, Ezelini und der Stadt Vicenza. Von 1297—1387 gehörten alle Gemeinden zum Herrschaftsgebiet der Scaligeri in Verona, von 1387—1404 zu dem der Visconti in Mailand. Von 1404—1797 unterstanden sie der Republik Venedig. 1797 kamen sie an Österreich, wurden 1805 dem „Königreich Italien“ abgetreten und fielen dann durch den Pariser Frieden 1814 wieder an Österreich. Seit der Räumung Venetiens sind sie italienisches Staatsgebiet. Aber die zahlreichen Privilegien, die die Zimbern besaßen, vgl. Bergmann a. a. O., 24 ff.

Der Hauptort des Zimberlandes ist Asiago, zimbr. Slege¹⁾. Der Ortsname hat seine Parallelen in den deutschen (bairisch-österreich.) Ortsnamen Schlag, Schlägel, *schlag. Asiago ist eine regelrechte Italianisierung des deutschen Slege. Zum Teil durch tief eingeschnittene Schluchten voneinander getrennt, liegen auf der „Hogan-Ebene“ (Hochebene), die Dörfer Roana (zimbr. Rowán), Rogo (zimbr. Rog), Gallio (zimbr. Gel oder Gelle), Fozza (zimbr. Wütsche), Enego und Luserna. Zu diesen Gemeinden kommen noch Contrade (Weiler), wie Camporovere (zimbr. Kamporowe), Canove, Cesuna (zimbr. Züne — Z-tönendes mit breiter Zungenspitze gebildetes sch-artiges S), Mezzaselva (zimbr. Mittele = Mittelewalde), Castelleto (zimbr. Burkh); ferner Uve, Klama, Longhini, Pennar, Stöck, Laiten, Orkental, Ebene, Untargaila, Prädegar (ital. Rodighieri), Balde (= Walde), Büschar, Lülle, Bortüne, Lámara, Schacher, Oba, Sal, Wischhofarn (ital. Vescovi = Bischofarn), Olar, Rūžar, Mōsele, Mōrar, Schbanz, Raberlaba, Kapuz, Krōpar, Trōjer, Aspach (ital. Albaredo), Klōfle (ital. Campanella e Ronchi), Stoaner (= Steiner), Krüne (Grüne?). Man erkennt sofort, daß diese Lokalnamen zum größten Teil deutschen Ursprungs sind. Die Flurnamen sind fast ausschließlich deutsch, z. B. Langawizo (Langewiese), p̄erental

¹⁾ Die in Fraktur gedruckten Ortsnamen nach Baragiola, La casa villereccia.

(Barental), Gelpach (Gelbach). Die zimbrischen Familiennamen blieben bei einigen Familien als Abergnamen.¹⁾

Das Zimbrische ist im Absterben. Die Leute einiger Dörfer und Contrade sprechen wohl noch untereinander zimbrisch. Aber die heranwachsende Jugend vermag die Mundart kaum mehr zu sprechen und nur wenige Kinder verstehen sie. In der Mehrzahl der Gemeinden sprechen sie nur mehr einige der ältesten Leute. Lebendiger ist die Mundart noch in Roana, Camporovere, Canove, Fozza, Castelleto, Cesuna, Mezzaselva. Nach Angabe des Advokaten Dr. Julius Vescovi in Asiago sind von den ungefähr 27 000 Einwohnern der Hochebene etwa 5000 des Zimbrischen noch mächtig.

Bei meinem letzten Aufenthalt in den Sieben Gemeinden (Sommer 1912) fand ich noch etwa 20 verschiedene Ansichtskarten mit italienischem und zimbrischem Text. Wie man mir sagte, würden diese Karten nicht mehr neuaufgelegt werden²⁾.

Es mag nicht uninteressant sein, zu sehen, wie ein Zimbermann sein Zimbrisch schreibt. Ich lege daher ein Stück eines Briefes vor, den ich im Oktober 1912 von dem ehemaligen Bürgermeister von Camporovere, Herrn Antonio Vescovi, erhielt. Ich gebe die Schreibung des Originales und den vom Schreiber angehängten italienischen Text.

(I) „Ich gadonko immer de schöne taghe ba ich pin gabest in aso guta un edele compagna, un ringraziarach von de eure gadoncak. (II) De main arbot ist gabest münscō, aber doz ba ich an gatant ist gabest mit alleme herze. (III) . . . Alle dise leüte, un di andarn mit hiart andere abot gaprecht, ziehont de posten grūze. (IV) Ich pitte zo accettarn auch de mein, augurarten gasunt, un alle de vole.“³⁾

²⁾ Touristen, die den lohnenden Besuch des Hochlandes vorhaben, seien aufmerksam gemacht auf das Büchlein von Ewald Paul, Im Zimberlande. Verlag E. Paul, Bad Aussee, Steiermark.

³⁾ Als Proben solcher ital.-zimbr. Ansichtskartentexte setze ich einige hier her: Un saluto da Mezzaselva di Roana. An grūz vun mittele vum Rowan (z in grūz ist als stimmloses s zu lesen) Altipiano dei Sette Comuni. Panorama di Rotzo con vecchia filatrice. Hoga Ebene vum siben Kamaün. Gasege vum Rotz mit anar altar spinneren (altar ist offenbar Druckfehler anstatt alten).

⁴⁾ (I) Ich gedanke immer der schönen Tage, an denen ich in so guter und ausgezeichnete Gesellschaft gewesen bin, und danke Ihnen (Euch) für Ihre (Eure) Erinnerung. (II) Meine Arbeit war gering, aber was ich getan habe, ist mit ganzem Herzen geschehn . . . (III) Alle diese Leute und die anderen, mit denen Sie (Ihr) gesprochen haben, senden (schicken) die besten Grüße. (VI) Ich bitte auch die meinen zu empfangen, Gesundheit und alles Gute, wünschend.

(I) Ricordo sempre i giorni belli nei quali sono stato in così ograia compagnia e La ringrazio della sua memoria. (II) L'opera mia e stato poca cosa, ma quello che ho fatto lo fu con tutto il cuore . . . (III) Tutte queste persone, nonche quelle altre colle quale Ella ha favellato, inviano i migliori saluti. (IV) La prego di accettare anche i miei, augurandole sanità e tutto il bene.

Zunächst einige Bemerkungen zur Schreibung der Briefstelle: (Zu Satz I) k in gadenke und sonst ist als Affrikata kz zu lesen. Wenn der Schreiber im selben Satz gadencak schreibt, so zeigt dies, daß er der Aussprache des Zimbrischen nicht mehr ganz sicher ist; phonetisch, nach Maßgabe der Aussprache, die ich von anderen Zimberleuten hörte, ist gadenkaz zu schreiben. Es wird von Zimbern, die ihrer Mundart nicht mehr vollkommen mächtig sind, für die dem Italienischen fremde Affrikata kz oft die Spirans z oder auch der Verschlusslaut k eingesetzt, daher konnte Vescovi für kz c, für z aber k schreiben. Abri gens wird auch im zimbrischen Katechismus vom Jahre 1602 für ch (x) k gedruckt. Vgl. die Proben bei Bergmann, Schmellers sog. zimbr. Wörterbuch S. 68 f. gh vor e in taghe ist italienische Schreibung des tönenden Verschlusslautes g vor hellen Vokalen; se in sedno ist nach ital. Orthographie der Ausdruck für die im Deutschen durch sch (s) bezeichnete Lautgebärde, desgleichen im Wort münsee (Satz III). Neben dieser Form kommt auch minse vor. (II) Durch ital. Einfluß wurde die Artikulation des h verwirrt: an = han, abet = habet (III), dagegen mit h hiart = iort „ihr“, b ist durchaus als stimmhaftes b, v in volo als bilabiales w zu sprechen.

Grammatisches zur Briefstelle: do sedno taghe (I) ist Affusativ, abhängig von gadenke nach dem ital. ricordo i giorni belli. (Mhd. heißt gedenken mit Aff. „auf einen Gedanken kommen, etwas ausdenken“). ba ist mhd. wā. — In aso gata un edole compagnia ist affusativisch. Die Endung — a des Adjektivums gata entspricht der ahd. femininen Affusativform; daß es daneben edole heißt, hat seinen Grund darin, daß hier dem Schreiber ein Irrtum unterlief, denn daß wir in gata wirklich Erhaltung des alten Endungsvokales annehmen dürfen, zeigen andere Beispiele. Ganz nach dem ital. La ringrazio della sua memoria ist konstruiert: ringraziarach von do euro gadencak; ringraziarach = ringraziar ach (= euch). (II) Die Stellung main zwischen Artikel de und Substantivum arbot ist altfremdlich, vgl. mhd. die mine mago, meine Verwandten. Die Fügung dez ba schließt sich kaum dem ital. quello cho an, stimmt dagegen wörtlich überein mit dem bair. österr.

des wo, dew wo. Die alte pronominale Dativform liegt vor in allemo-ahd. allemo, herzo hingegen ist nach dem Nominativ ausgeglichen. (III) Die Konstruktion dieses Satzes ist ganz undeutsch und gänzlich verunglückt: mit hiart andere abet gaprecht soll dem ital. colle quale Ella ha favellato entsprechen, wobei für das ital. relativische quale im zimbr. kein Wort übrig bleibt; denn andere gehört wohl zu hiart einem ital. „vol alteri“ entsprechend. hiart = iort (= ihr) mit unorganischem t ist die allgemein zimbr. Form. gaprecht ist part. praet. zum Verbum prochten sprechen mhd. brechten (rufen). zichent sicherlich für schikchent. (IV) alle de volo ist wörtliche Wiedergabe des ital. tutto il bene, eine im Zimbr. allgemein gebräuchliche Empfehlungsformel.

Häufiger noch als die syntaktischen Entlehnungen aus dem Italienischen sind die lexikalischen: compagnia für Gesellschaft, ringraziarn für danken, accettarn für empfangen, augurarn für wünschen. Diese Zerlegung des germanischen Sprachcharakters ist nicht erst jungen Datums. Schon im 17. Jahrhundert zeigt sich der tiefgehende Einfluß des Italienischen, wie der Titel des Katechismus vom Jahre 1602 zeigt: Christlike vnt korze Dottrina componert dort orden Vnzorz Heron Babest Clemente VIII. Von den Illustriss. vnt Reu. Roberto Bellarmino von der Comp. dez Giesu, Card. der H. Kirken. Ghekert zo segan vnt ghuet ghemakt von der Congregatione von der Reformen, daz sik also hin neme so vil muoden zo leran, iz sai ghelaike vnt mer slecht diser haileghe essercitien zo leran die graußen menser, vnt die Kinder in den dinghern von der vnzerder haileghe Fedo. Ghestampart dort orden dez Illustriss. vnt Reuer. Monsig. Mark Cornar Bischoff von Padobe. In Vicenz, dort Hans Peter Zanini. Die Vorlage bot: Dottrina christiana breve. Composta per ordine di N. Sig. Papa Clemente VIII. Dallo Illustrissimo et Reuerendissimo Cardinale Bellarmino. Reulista et approuata dalla Congregazione dalla Riforma di Roma etc. Stampata in Roma, e Ristampata in Firenze . . . MDCL.¹⁾ Den Anlaß zur Übersetzung des Katechismus erfahren wir aus

¹⁾ Der zimbr. u. ital. Text nach Bergmann, Schmellers sog. zimbrisches Wörterbuch S. 68 f. Übersetzung: „Christliche und kurze Lehre zusammengestellt durch Verordnung unseres Herrn Papstes Clemens VIII. von dem Illustr. und Reu. Robert Bellarmino von der Gesellschaft Jesu, Cardinale der heiligen Kirche. Übersetzt zu Segen und gutem Gemach von der Congregation der Reform, daß sie so hingegenommen werde, so viele Lässige (?) zu lehren; sie sei entsprechend und besser zugerichtet, diese heiligen Exerzitien die unwissenden Menschen zu lehren und die Kinder in den Dingen unseres heiligen Glaubens. Gedruckt durch Verordnung des . . . Marc Cornar, Bischofs von Padua. In Vicenza durch Hans Peter Zanini.“

der italienischen Vorrede. Der Bischof v. Padua fand bei einer Visitation der Sette Comuni im Sommer 1602 viele Leute, die nur deutsch sprachen. Daher ließ er zu Unterrichtszwecken den Katechismus übersetzen. In der Vorrede wird die Sprache der Hochlandbewohner deutsch (lingua Thodesca) genannt. Erst im Jahre 1813 erschien ein neuer Katechismus unter dem Titel: Der kloans Catechismo vor z'Belosoland („für das welsche Land“) in Seminarien von Pádeba, der 1842 wieder abgedruckt wurde mit einer Beigabe von fünf frommen Gesängen.¹⁾

Wenn man die Sprache des Katechismus von 1602 mit der des Kleinen Katechismus von 1813 vergleicht, so sieht man deutlich den Verfall der Sprache. Die -en der Participia der starken Verba schwinden und machen den nach Analogie der schwachen gebildeten t-Formen Platz, zusammengesetzte Adjektiva werden durch ganze Sätze umschrieben usw. Vgl. Bergmann a. a. V., S. 73.

Ein Wörterbüchlein, das Piermodesto dalla Costa im Jahre 1763 bei Antonio Volpi in Padua drucken ließ, trägt den Titel: VII Bourt vomo proght an bia prechtent i Cimbri, prechtan estteghalt. Gha Leghet Earst in Belos, un denne in Cimbro. („Viele Wörter von der Sprache wie (sie) sprechen die Zimbern, eine Sprache heftig alt“). Der italienische Obertitel lautet: Molti vocaboli di parlar come parlano i Cimbri, parlar molto antico posto prima in Italiano, e poi in Cimbrico. Wie der Titel verrät, war Costa gänzlich ohne zimbrisches Sprachgefühl. Das Büchlein ist interessant, weil es uns zeigt, wie ein Welscher des 18. Jahrhunderts das Zimbrische schrieb und hörte.

Eine andere Probe: Boart gakoßt vommo bohlgazogenet Heron Kav. Jakel Dott. Rigoni in'z maal vomme 22^{ter} Jänner 1882 in dez de Männosar von Sloghe habent gavairt in a üppezet laden sain neuje nahmong in Sindacus vommo Kamaune gakoart in'z prechtan von Siben Kamaun von Julius Dr. Vescovi (von Wischofarn). Slege, Gadruke Siben — Camaun von A. Rigoni (Graber) 1882.

So lautet der Titel dieses Druckes, der zwei Auflagen erlebte. Die zweite Auflage ist 13 Seiten stark. Wie der Titel anzeigt, haben wir es mit der Übersetzung einer Tischrede des neugewählten Sindaco Rigoni zu tun. Der italienische Text liegt mir nicht vor. Dem Verständnis des Inhaltes dieses Heftes stehen bedeutende sprachliche

¹⁾ Die Vorlage hierzu bildete Piccolo Catechismo ad uso del Regno d'Italia edizione originale ed autentica con privilegio. Milano MDCCCVII. Dalla Reale Stamperia.

Schwierigkeiten im Wege. Der Titel lautet: Worte (Rede), gesprochen von dem wohlgezogenen (wohlerzogenen — wohlgeborenen) Herrn Kavaliere Jakel Dr. Rigoni beim Mahl am (vom) 22. Jänner 1882, bei dem die Männer von Slege gefeiert haben bei einem schönen Gastmahl¹⁾ seine neue Ernennung²⁾ zum Sindacus von der Gemeinde, übersetzt (gefehrt) in die Sprache der Sieben Gemeinden von Dr. Julius Vescovi (von Wischofarn). Slege. Druckerei (der) Siben Gemeinden von A. Rigoni (Graber).

Die nachfolgende Sage vom Ort habe ich in Asiago transskribiert, wie sie mir ein etwa vierzigjähriger Mann, der Sohn des Dr. Julius Vescovi, nach einem von seinem Vater geschriebenen Blatt mitteilte. Zur Transskription bemerke ich: o ist ein mittlerer, e ein offenerer o-Laut. Die Leute sind nicht mehr ganz sicher, wo e oder o zu sprechen ist. o ist geschlossener, e offener o-Laut. z ist lönende, s tonlose dentale Spirans, ein Mittellaut zwischen z (s) und ž (š).

¹⁾ (I) dear ork. (II) zainta gubest tswos guzbistorda, von püblo un vos dirnlo, belo haron ubel guzekt von iror stismuttoro. (III) dize ppeoda jurgon auf von takz springont im balt. (IV) alles in vomo ist

²⁾ Ich übersehe üppezet laden so. üppezet gehört kaum zu üppig, wohl eher zu hübsch. Schmeller führt die Form hüpes, hüpesch = bello, pulito, bene an, die zweifellos hübsch entspricht.

³⁾ Ob neuje nahmong jüngst erfolgte Ernennung (Wahl) oder Wiederwahl bedeutet, kann ich augenblicklich nicht feststellen.

⁴⁾ Übersetzung: (I) Der Ort. (II) Sind da zwei Geschwister gewesen, ein Büblein und ein Dirnlein, die ungern gesehen waren von ihrer Stiefmutter. (III) Diese beiden Kinder laufen eines Tages in den Wald. (IV) Auf einmal ist der Ort hervorgesprungen und fängt diese armen „Bürge“ in seine Hütte ein und sperrt sie in ein Ställchen, um sie aufzumästen. (V) Etliche Zeit nachher legt der Ort das Wasser im Kessel übers Feuer und sagt zu seinem Weib: (VI) „Jetzt muß ich fortgehn. (VII) Du schüre unter dem Kessel, und wenn ich zurückkehre, machen wir einen Feiertag.“ (VIII) Die Kinder hörten die Rede des Ort und verstanden. (IX) Während das Wasser im Kessel zu sieden angefangen hat, sind sie aus dem Ställchen entwischt, laufen zum Feuer, schnappen den Kessel um, kehren ihn über die Orkin. (X) Diese blieb tot darunter, sie entflohen ganz lustig eilend. (XI) Eine Weile darnach ist der Ort wieder nach Hause gekommen und fand das Ställchen leer und sein Weib ertrunken unter dem Kessel. (XII) Er leuchtend und schweigend ist ihnen nachgelaufen. — (XIII) Nicht weit von dort befanden sich zwei Wäscherinnen an einer Lache, die die Kinder, als sie sie ganz erbt und verschreckt herzukommen sahen, fragen und gar wohl ihr Unglück verstehen. (XIV) Sie haben zu ihnen so gesprochen: „Sicher eilt untern gewaschene Gewand, Kinder, und laßt uns für euch machen.“ (XV) Sie verbargen also die Kleinen, bevor der Ort hinkam und die Weiber fragte: (XVI) „Wäscherlein und Wäscherlein, habet ihr nicht jemand nach dieser Seite dahinkommen sehen?“ (XVII) „Ja,“ sagen die Weiber, „und wir haben selber den ganzen Haufen Gewand aufgewaschen.“ (XVIII) Der Ort hat eingesehen, daß er zu spät gekommen sei, und sich die Haare frazend und schreiend ist er umgekehrt.

ausgesprungen deor orko, un varget diže elende würtse in žain hütte, un insperet ži in en stölele, su meštan ži auf. (V) žon ettelje tsait drnāx deor orko lag übers vāur sbassar in Ketsel un su žainme bāibe deor orko kžōtto: (VI) žemešt ix dahin müs gēn. (VII) du sür unterme Ketsle, un benna ix umme kžēara, maxebarn vāiertakx (VIII) de južgon habent gehört sgeprext vumme orken un habent borstant. (IX) un inderdeme sbassar in Ketsel hat gehebet auf tsu ž den auf, žainze aus impišt vomme stölelen, lofont tsumme vāure, snappent in ketsel, kžēaronten über de orke. (X) diže toot drunter bolibe, un žāū alle lustek vludergonten intgižgon. (XI) žon bāile drnāx deor orko ist geapurt su hāuze un vantote s stölele lēer un žain baip dortrukt untorn ketsel (XII) žor kžāūžolten un sbitsonten ist geloft naž in. (XIII) minse bait vuda vanton žix tsweñ beseron af žon läbe, beže žegonten alle bohitsot un boršrekt tsue žemon de južgon anvoršent že un borstant rext vun iarar ungelūke. (XIV) ažo habent inen tsue geprext: hēar ailt hie untars gubeseus gebant kžinder un laset ūž vor āūž andere thūn. (XV) borpoergent ažo de južgon vor dahin ist kžemt dar orko un anvoršet ažo de bāiber: (XVI) bisarlan un besarlan hettoter net gežekt kžoon vor diže hant hinlöfen? (XVII) ja kžōdent diže balber un bier haben žaidar aufgebešt allen dižen haufen gebant. (XVIII) deor orko hat borstant su žain boršpot un kratsontu žix sar un sraigenton ist umogekžēart.

Bemerkungen: (I) oreo bedeutet im ital. Menschenfresser, Popanz. Dazu ist wohl das südtirolische nörkžalo zu stellen, das aber keineswegs nur Menschenfresser bedeutet. In einer Sage aus der Gegend von Meran spielt ein Nörkele die Rolle der Heinzelmännchen. (Vgl. J. Seemüller, Deutsche Mundarten III. S. 10. B.) — (II) žainta = sind + da. b in gebest ist bilabialer stimmhafter Verschlusslaut und steht für mhd. w: gebest gewesen, wie auch in balt Wald. tswoš: daneben hört man auch tsbōš: mhd. ei in Stammsilben erscheint als 98 oder 9 und zwar scheint 9 im mhd. einsilbigen Wort, 98 im mhd. mehrsilbigen zu stehen wie die Sprache der ältesten Leute zeigt; der Ausgleich zwischen den 9 und 98 tritt zugunsten des 98 ein. Das Femininum zu tswoš lautet tswo, doch bemerkt schon Schmeller, daß die Genera untereinander verwechselt werden; es gibt drei dem mhd. entsprechende Formen: tsweñ (tsbēn) mašc., tswo (tsbō) fem., und tswoš neutr. — gežbištorda = mhd. geswisterde. — Das Zahlwort „ein“ lautet: žon mašc., žonv fem., žos neutr. — pūblo: Anlautendes westgerm. b wird

zu p. — Auffallend ist in der sonst mit dem Baierschen gehenden Mundart die monophthonge Aussprache der mhd. Diphthonge wo, ōe, ie: (mutter, müde, ziden, dirnle Mutter, müde, sieden, Dirnlein) und das Fehlen der Entrundung der ū, ō, ou: hütte Hütte (gemeinbair. hitn) gehört (gehört), säū sie (mhd. siū) häūzer Häuser. — gežekt: Die part. praet. der starken Verba werden fast durchaus mit t-Suffix gebildet. — muttors: Der Dativ sollte endungslos sein, er ist aber nach den a-Stämmen gebildet: es kommt schon ahd. der Dativ satoro neben regelrechtem sater, Vater, vor. Zu satoro wurde dann im Zimbr. ein Dativ muttors gebildet. — (III) takx zeigt wie balt Auslautverhärtung: mhd. tac, walt (Tag, Wald). — (IV) alles in žome = „alles in einem“. Im Saßschwachen heißt der Dativ von ein = me: Vescovi schreibt in der oben angeführten Übersetzung der Tischrede Rigonis in der Widmung: 'Me Heren = dem Herrn. — v in varget und sonst ist tönende labiodentale Spirans. — würtse entspricht bayer.-österr. burts, burts. — In hütte ist die alte Affrikatibildung der jō-Stämme erhalten. — su für tsu: man spricht für nhd. z oft reduzierte Affrikata; zu wird fast immer als su (so) gesprochen. — (V) ettelje aus etbolje = etwelche. — lag anstatt des schwachen „legen“ das starke „liegen“. ketsel = Kessel; im Dativ (VII) ketsle mit Synkope. — kžōtto = sagte, Synkopierung aus kžōdeto einer schwachen Neubildung gegenüber ahd. starkem quēdan. Schon in späterer ahd. Zeit zeigen bairische Quellen die Form chodon, wozu kžōden eine umgelautete Form ist. Nach Schmeller, zimbr. Wörterbuch haben die Dreizehn Gemeinden Kzoden. kžouden, kžou'n. — (VI) žomešt = jetzt. Die Etymologie ist dunkel. Schmeller führt a. a. O. homost an. Ich hörte nur ž im Anlaut. — (VII) maxebarn = machen wir einen. — (VIII) bor-vor, vumme-vun mo von dem. (IX) impišt = entwischt, durch Assimilation aus intbist. — lofont: ou wird häufig zu ō. (X) diže. Der Nom. Sing. des Fem. geht auch bei den Adjektiven auf-v aus entsprechend ahd. blinta. Liegt bei diže Übertragung aus dem Alt. vor (ahd. dōsa zum Nom. dōsiu) oder Analogie zu den starken Adjektivformen? žāū aus ahd. siu: die Pluralform des Neutrums ist hier auf alle Geschlechter ausgedehnt worden. — vludergonten: in derselben Bedeutung wie bair.-österr. fludern, pfludern; dazu gibt es im Zimbr. ein Substantivum vluder mašc. = Flug; voglvdor = Vogelzug; die vorliegende Form ist die des sog. Gerundiums, die das Zimbrische nach dem Italienischen durch Flexion aus dem Partizipium der Gegenwart entwickelte. — (XI) gvapurt, part. praet. zu aporn